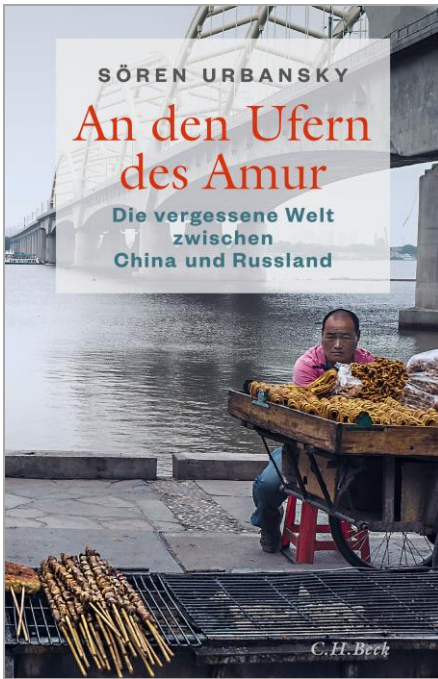


Unverkäufliche Leseprobe



Sören Urbansky
An den Ufern des Amur

Die vergessene Welt zwischen China und Russland

2021. 375 S., mit 1 Karte
ISBN 978-3-406-76852-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/31957654>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Sören Urbansky
An den Ufern des Amur

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Pressesperrfrist für Rezensionen:

22. Februar 2021

**Die Veröffentlichung einer Rezension vor Ablauf
der Sperrfrist ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.**

Sören Urbansky

An den Ufern des Amur
Die vergessene
Welt zwischen
China und
Russland

C.H.Beck

Mit einer Karte
© Peter Palm, Berlin

Fotos in der Leseprobe:
© Sören Urbansky

©Verlag C.H.Beck oHG, München 2021
www.chbeck.de

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Alte und neue Eisenbahnbrücke
über den Songhua in Harbin, China,
© Davide Monteleone/laif



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Eine Reise entlang den Bruchzonen der Imperien

Am Amur stoßen auf einer Länge von zweitausend Kilometern China und Russland aufeinander. Sören Urbansky ist vom Baikalsee bis zum Japanischen Meer durch die abgelegene Grenzregion gereist. In seiner fesselnden Reportage vom «Schwarzen Drachen», wie die Chinesen den riesigen Strom nennen, versteht er es meisterhaft, an unscheinbaren Begebenheiten, vorerst noch kleinen Beben und Brüchen, die großen tektonischen Verschiebungen der Großmächte abzulesen.

Wo der Nordosten Chinas sibirisch wird und der Südosten Russlands zunehmend chinesisch, stehen die beiden autoritären Imperien Rücken an Rücken zueinander. Bis zum Zweiten Weltkrieg kämpften hier die Sowjetunion und Japan um die Vorherrschaft. Auf der Suche nach Spuren der Geschichte ist Sören Urbansky auf eine erstaunliche chinesisch-russische Gegenwart gestoßen. In seinem wunderbar anschaulich erzählten Buch berichtet er von prosperierenden chinesischen Metropolen auf der einen Seite und erstarrten russischen Orten auf der anderen Seite des Flusses – vor wenigen Jahrzehnten war das Gefälle noch umgekehrt. Er besucht Städte wie Harbin im Nordosten Chinas, einst «Moskau des Ostens», und Wladiwostok, das erträumte russische San Francisco, und ist zu Gast bei einfachen Menschen, die fließend Chinesisch und Russisch sprechen und ihre Soljanka mit Stäbchen schlürfen. Sein einfühlsamer Bericht kommt den Profiteuren und Verlierern der Grenze ganz nahe und erlaubt gerade dadurch ungewöhnliche Einblicke in den Zustand der beiden Länder und ihr spannungsvolles Verhältnis.



RUSSLAND

MONGOLEI

CHINA

Lena

Stanowoj-Gebirge

Baikalsee

Angara

Olchon

Tschita

Schilka

Angun

Wüste Gobi

Großer Hinggan

Bratsk

Tynda

Bamowskaja

Jerofej Pawlowitsch

Mogotscha

Beijicun

Mohe

Mangui

Nertschinsk

Moerdaoga

Genhe

Enhe

Heishantou

Sabaikalsk

Manzhouli
(Mandschurija)

Hailar

Ganjuur

Nuomenhan

Amugulang

Tschojbalsan

Ulaanbaatar
(Urga)

Irkutsk
Kultuk

Ulan-Ude
(Werchneudinsk)

Werchnjaja
Iwolga

Nauschki

Ojuu Tolgoj

Große Mauer

Peking

0 100 200 300 400 500 km

2467

2840

1580

2800

2250



Ochotskisches Meer

Sachalin

Juschno-Sachalinsk

Hokkaido

Japanisches Meer

JAPAN

RUSSLAND

NORDKOREA

SÜDKOREA

2520

2290

2744

Amur
Seja

Amur

Komsomolsk am Amur

Blagoweschtschensk

(Hailanpao)

Chabarowsk

(Boli)

Birobidschan

Jiangchuan

Jiamusi

Mishan

Songhua

Chankasee

Sichote-Alin

Ussurijsk

Wladiwostok

(Haishenwai)

Linkou

Daqing

Harbin

Pingfang

Mudanjiang

Hunchun

Yanji

Fangchuan

Changchun

(Xinjing)

Changbai-Gebirge

Yalu

Shenyang

(Mukden)

Dandong

Sinuiju

Pjôngjang

Seoul

Golf von Bohai

Dalian (Dalnij)

Lüshunkou (Port Arthur)

Gelbes Meer

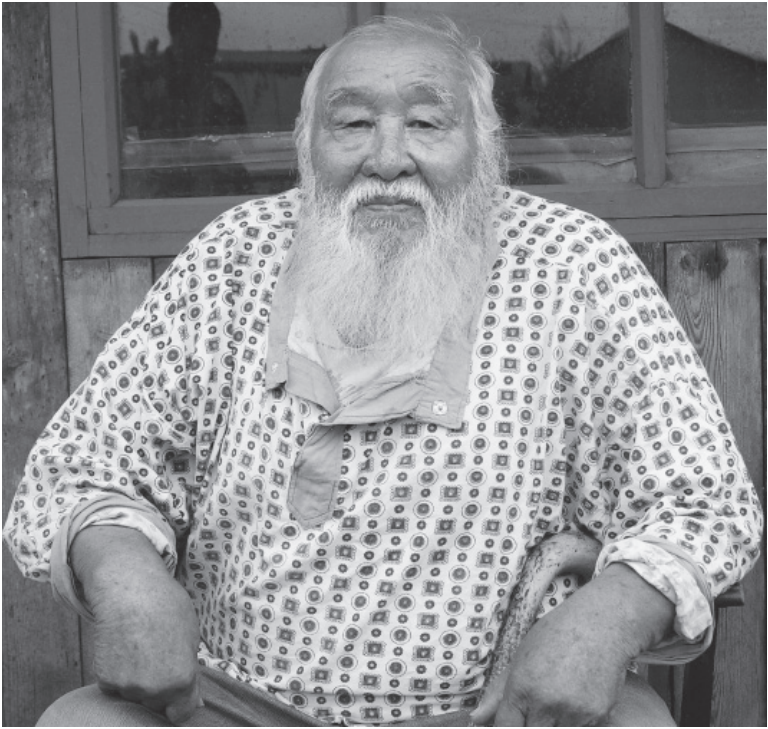




Sören Urbansky unterwegs

Sören Urbansky

Dr. phil., leitet das Pacific Regional Office des Deutschen Historischen Instituts Washington im kalifornischen Berkeley. Er studierte in Frankfurt an der Oder, Harbin (Mandschurei), Kasan (Tatarstan), Berkeley und Peking Kultur- und Geschichtswissenschaft sowie Russisch und Chinesisch und wurde von Jürgen Osterhammel mit einer Arbeit über die chinesisch-russische Grenze promoviert. Er hat seitdem in Freiburg, München, Cambridge und Washington geforscht und gelehrt und ist daneben journalistisch tätig.



Sohn einer transbaikalischen Kosakin und eines Goldschürfers aus Shandong: Iwan Wassiljewitsch, in dessen Personalausweis der Name Qu Tongmin steht

Stimmen zum Buch

«Keine Reise ans Ende der Welt, sondern auf einen lange vergessenen Schauplatz der Weltgeschichte – genau beobachtet, historisch kenntnisreich, elegant geschrieben.» *Karl Schlögel*

«Sören Urbansky gelingt es in seiner glänzend geschriebenen, detailgenauen Reisereportage über die vergessene Welt zwischen Sibirien und Nordchina, die geschichtlichen Hintergründe ebenso einzufangen wie die aktuellen, nicht immer freundschaftlich grundierten Empfindungen der beiden Nachbarvölker. Ein Stück erlebte Seidenstraße!» *Theo Sommer*



Sören Urbansky an der Grenze Chinas zu Nordkorea

Mein langer Weg nach Osten

Von Sören Urbansky

Keinem Deutschen ist es in die Wiege gelegt, über eine Weltregion zu schreiben, die so fern scheint wie die erdabgewandte Seite des Mondes. Doch besteht das Leben bekanntermaßen aus Zufällen. Nach meiner Geburt in Leipzig und einer recht behüteten Kindheit in der Deutschen Demokratischen Republik folgten Jahre in der westdeutschen Provinz: Meine Arbeit als freier Mitarbeiter der *Brunsbütteler Rundschau* über Frachtschiffe, die den Nord-Ostsee-Kanal passieren, nahm mir die Scheu vor der weiten Welt und dem leeren Blatt Papier. Als Austauschschüler im polnischen Wallfahrtsort Częstochowa lernte ich neben einer schwierigen Sprache auch, dass Europa nicht an der Oder endet. Zwei Jahre später, nach dem Abitur in Kiel, diente ich nicht meinem, sondern dem russischen Volk als ambulanter Altenpfleger in Moskau. Eine Reise zum Polarkreis, genauer zu den Solowezkij-Inseln, von wo der Archipel GULag einst seinen Ausgang nahm, führte mich zurück nach Deutschland.

An jenem entlegenen Ort im Weißen Meer begegnete ich dem Historiker Karl Schlögel, der mich an die Viadrina nach Frankfurt an der Oder lotste, wo ich mich als Student der Kulturwissenschaften einschrieb. Ich wohnte am Ostufer des Flusses, studierte auf der westlichen Seite und beschäftigte mich – nun akademisch – mit der Geschichte Osteuropas und den Transformationsprozessen im post-sowjetischen Raum. Auf dem ersten Deutsch-Russischen Hochschulwettbewerb wurden meine Moskauer Notizen mit dem Haupt-



Eis- und Schneefest im chinesischen Harbin

preis ausgezeichnet. Die Urkunde für ein Semesterstipendium löste ich ein Jahr später in Kasan ein, wo ich nach der Lebenswelt alter Moskowiter nun die raue Wirklichkeit der russischen Provinzjugend kennenlernen sollte. Zu jener Zeit begann ich wieder mit dem journalistischen Schreiben.

Nach einer zweimonatigen Landreise durch Russland, China, Kirgistan und Kasachstan entschied ich mich, dass mein Osten zukünftig nicht an der Oder, auch nicht an der Wolga, sondern erst jenseits des Amur enden sollte: Ich studierte ein Jahr lang in Harbin, einer heute chinesischen Stadt, die ihre Existenz einem russischen Eisenbahnprojekt zu verdanken hat. Dort lernte ich neben der chinesischen Sprache auch Russen und Chinesen kennen, die mit ihren oftmals komplexen Biographien mein Interesse an den Beziehungen der beiden Staaten weckten.

Mein letztes Studienjahr verbrachte ich an der University of California. In Berkeley belegte ich Seminare zur Geschichte Chinas



Wladiwostok: Am Ziel der Reise

und schrieb meine Examensarbeit, die 2008 unter dem Titel *Kolonialer Wettstreit. Russland, China, Japan und die Ostchinesische Eisenbahn* beim Campus Verlag erschien. Nach Abschluss meines Studiums ging ich ein weiteres Jahr zum Sprachstudium nach China, diesmal nach Peking.

Bereits vor dem Examen publizierte ich Reisereportagen in überregionalen Tageszeitungen und absolvierte Praktika bei mehreren deutschen China-Korrespondenten. Nach meinem Studium arbeitete ich als Producer für den Westdeutschen Rundfunk und begleitete inhaltlich den Dreh einer Reportage über die Mandschurei.

Doch ich kehrte zurück in die Wissenschaft: Bei Jürgen Osterhammel schrieb ich meine Doktorarbeit über die Geschichte der russisch-chinesischen Grenze. Sie ist 2020 bei Princeton University Press erschienen. Sieben Jahre lang hielt ich in Freiburg und München Seminare zur Geschichte Nordostasiens. Kurz nach meiner Disputation kehrte ich Deutschland den Rücken: Ich forschte als Postdoc

im englischen Cambridge und arbeitete danach drei Jahre lang als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut in Washington, D. C., bevor ich im Januar 2021 die Leitung seines Pacific Regional Office in Berkeley übernahm.

Seit meiner ersten Überlandreise nach Asien im Sommer 2002 war ich etwa zwei Jahre lang im Fernen Osten Russlands und in Nordostchina unterwegs. Während der Recherchen für meine Dissertation durchstreifte ich Archive und Bibliotheken im russisch-chinesischen Grenzland und besuchte Orte mit klingenden Namen wie Hailar, Tschita oder Manzhouli. Rasch lernte ich, dass Recherchen zeitaufwändig sind: Das Warten auf Dokumente ließ viel Raum für Streifzüge durch die nicht minder spannende Welt jenseits der Aktendeckel.

Auch nach Abschluss der wissenschaftlichen Recherchen bereiste ich immer wieder diese Weltregion, in die sich sonst selten ein Deutscher verirrt: sei es als Konferenzteilnehmer in Seoul, als Referent auf einer Sommerschule im japanischen Sapporo, als Grenzgänger-Stipendiat der Robert Bosch Stiftung trampend entlang der chinesisch-russischen Flüsse Argun, Amur und Ussuri oder als Teilnehmer eines wissenschaftlichen Seminars, bei dem ich mit Experten in einem Abteil zwischen Irkutsk und Wladiwostok über die Zukunft dieser Region sinnierte, während jenseits des Zugfensters kahle Birken vorüberzogen. Bewaffnet mit Stift, Notizblock und einer alten Spiegelreflexkamera, spürte ich zahlreiche Überlappungen und Verwerfungen in dieser Geschichtsregion auf. So entstanden viele der hier versammelten Geschichten. Texte, die frei sind von Fußnoten und anderem akademischem Ballast, dafür gespickt mit Gerüchen, Gesichtern und dem Sound der Region. Ich traf auf Menschen wie Wera und Bohan, durchstreifte die Orte im Grenzland zwischen der Mongolei im Westen, Sibirien im Norden, Japan und der Koreanischen Halbinsel im Osten sowie dem chinesischen Kernland im Süden. Sie sind kleine Mosaiksteine jener großen Geschichte der Imperien, von denen dieses Buch erzählt.

Sören Urbansky

An den Ufern des Amur
Die vergessene
Welt zwischen
China und
Russland

C.H.Beck

Inhalt

Einleitung

52. Breitengrad

11

1. Promenade durch das Paris Sibiriens

Irkutsk

15

2. Die durstigen Chinesen vom Baikalsee

Chuschir – Kultuk

29

3. Lenin und Lamas in Burjatien

Ulan-Ude – Werchnjaja Iwolga – Nauschki

43

4. Weltpolitik am mongolischen Snookertisch

Ulaanbaatar – Tschobjalsan

53

5. Das Notstromaggregat am Chalch

Amugulang – Ganjuur – Nuomenhan – Hailar

68

6. Ein Kosakendorf in China
Heishantou – Enhe
87

7. Der Prostituiertenfriedhof am Amur
Moerdaoga – Genhe – Mangui – Mobe – Beijicun
109

8. Entlang der rauen Seidenstraße
Jerofej Pawlowitsch – Mogotscha – Nertschinsk
120

9. Der Bibliothekar hinter Schwertfarn
Tschita – Atamanowka
138

10. Ein Einkaufsparadies an der Steppengrenze
Sabaikalsk – Manzhouli
155

11. Die mandschurische Bonanza
Daqing
180

12. Im russischen Atlantis
Harbin
195

13. Die langen Schatten von Mandschukuo
Pingfang – Changchun – Lüshunkou – Dalian
222

14. Xis Zeitungsleser, Kims Blumenmädchen

Dandong – Yanji – Hunchun – Fangchuan
244

15. Der afrikanische Enkel der Wehrbauern

*Mudanjiang – Mishan – Linkou – Jiamusi –
Jiangchuan*
268

16. Russische Gedächtnisschwächen

Aihui – Heihe – Blagoweschtschensk
291

17. Ein Hektar Sumpfland geschenkt

Birobidschan – Chabarowsk
310

18. Kein russisches San Francisco

Wladiwostok
325

Anhang

Zeittafel

355

Literaturhinweise

359

Register

365

Einleitung

52. Breitengrad

Marschbefehl an die sowjetische Grenze. Der Rekrut ist blutjung, ein Mongole mit ehrlichem Gesicht. Arslan heißt er und steckt in einer zu weiten Uniform der Volksbefreiungsarmee. Sein größter Feind heißt nicht Iwan und steht auch nicht da drüben, auf dem Wachturm jenseits des Stacheldrahts. Arslans größter Feind ist die Einsamkeit auf diesem abgelegenen, trostlosen Posten.

Nein, schlafen kann ich nicht auf diesem russischen Nachtflug. Stattdessen starre ich auf den Bildschirm schräg über mir, auf dem dieses chinesische Melodram mit Arslan läuft. Fünfeinhalb Stunden braucht die Aeroflot-Maschine von Moskau nach Irkutsk, so wie von der einen an die andere amerikanische Küste, und doch überfliegt man gerade mal die Hälfte Russlands. Ich mache noch immer kein Auge zu. «Rotwein?», frage ich die Stewardess bettelnd. «Njet! Kein Alkohol in der Economy.» Immerhin lächelt sie. Irgendwo über dem Ural müssten wir gerade sein. Das schwarze Loch, in das ich hinabblicke, als ich die Fensterblende hochschiebe, bietet keine Orientierung.

Oben auf der Mattscheibe beschattet Arslan durch ein Fernrohr den Turm jenseits des Stacheldrahtverhaus, meldet minutiös, was die sowjetischen Wachen so treiben. Ich habe keine Kopfhörer. Es bleibt ein Stummfilm mit mäßigen Untertiteln. Als Arslan die Demarkationslinie nach sowjetischen Spionen durchkämmt, stößt er im Strauchwerk auf einen Umschlag. Adressiert an Sergej, den sowjetischen Rekruten auf dem anderen Turm, aber der Steppenwind hat

ihn nach China geweht. Arslans Vorgesetzter öffnet den Brief, findet das Foto einer barbusigen Russin und klärt seinen Untergebenen über das Wesen des fremden Volkes auf: «Schau doch selbst, so verdorben und korrupt sind sie, die sowjetischen Revisionisten. Ihre Soldaten verlieren sämtliche Moral. Wie wollen sie mit Bildern von nackten Frauen den Krieg gewinnen?»

Doch Arslan denkt nicht im Freund-Feind-Schema des Offiziers. Er zeichnet Sergej Botschaften in den Schnee, schiebt den Liebesbrief unter dem Stacheldraht hindurch. Zwischen dem chinesischen Mongolen und dem russischen Sowjetsoldaten wächst allmählich eine heimliche Freundschaft. Und im heißen Steppensommer heiratet Sergej die Schönheit aus dem Umschlag – hoch oben auf seinem Wachturm.

Habe ich die Uhr eigentlich schon umgestellt? Sechs Stunden eilt Irkutsk Deutschland voraus – im Winter sind es sogar sieben. Auf dem Bildschirm ebenfalls Zeitumstellung – rund vierzig Jahre vorwärts in unsere Gegenwart: Eine russische Offizierin reist in die chinesische Grenzstadt Manzhouli. Vor abendroter Hochhauskulisse, die sich, einer Fata Morgana gleich, aus der Steppe erhebt, taucht sie in Sergejs Vergangenheit ein, sucht jenen Arslan, der ihren Vater während der eisigen Konfrontation zwischen China und der Sowjetunion mit ihrer Mutter zusammenbrachte. Dieser chinesische Film traut sich, selbst das dunkelste Kapitel der Beziehungen beider kommunistischer Weltmächte im zwanzigsten Jahrhundert hellpudrig-vollbusig zu zeichnen. Eine Romanze zweier Giganten: *Latitude 52*. Ich habe Nackenstarre.

52. *Breitengrad*. In chinesischen Ohren mag dieser Filmtitel aus dem Jahr 2012 nach Arktis klingen, dabei liegt selbst Schleswig-Holstein nördlicher. Russen können nur schmunzeln: beinahe subtropisch. China und Russland, fremde Nachbarn, seit über drei Jahrhunderten immerhin. Das Zarenreich war die erste europäische Macht überhaupt, mit der China Ende des siebzehnten Jahrhunderts einen Vertrag unterzeichnete. Russland schickte Missionare, trank Tee, hatte bald die besten Sinologen. Dann schnappte ein

übermütiger Generalgouverneur nach chinesischen Ländereien, so groß wie Frankreich und Deutschland zusammen, bis heute gehören sie zu Russland. Nach dem russischen Bürgerkrieg wuchs die mandschurische Stadt Harbin zur größten russischen Diasporagemeinde an und machte sie zur chinesischen Stadt mit dem höchsten Ausländeranteil. Stalin wurde Maos *significant other*, nachdem Chinas oberster Revolutionär die Volksrepublik ausgerufen hatte. Seine Partei, die Kommunistische Partei Chinas, war 1921 mit sowjetrussischer Hilfe gegründet worden. Welch eine Schicksalsgemeinschaft. Als Arslan das russische Liebespaar verkuppelte, war der «ältere Bruder» längst Chinas Erzfeind geworden. Nach Perestroika und dem Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens dann die Millionen-Dollar-Frage, die sich die gesamte Pekinger Nomenklatura stellte: Warum ist die Sowjetherrschaft zusammengebrochen? Und, wichtiger: Was können wir aus dem Scheitern Russlands lernen?

Von Arslans unwahrscheinlicher Freundschaft abgesehen sind das alles Fragen der politischen Zentren. Dabei fliege ich durch die sibirische Nacht hindurch den 52. Breitengrad entlang in die russisch-chinesische Peripherie. Tausende Kilometer von Moskau und Peking entfernt ist es ein Zwischenland. Was ist mit den Menschen, die entlang des 52. Breitengrads leben? Lassen sich ihre Schicksale überhaupt in hergebrachte nationale Kategorien pressen? Arslan und Sergej, Grenzgänger im ehemaligen Niemandsland zweier Giganten, das längst wieder ein Land für jedermann geworden ist.

*

Diese Weltgegend hat mich nicht mehr losgelassen, seit ich kurz nach dem Abitur zu meiner ersten Überlandreise von Berlin nach Peking aufbrach. Immer wieder habe ich die Gründe und Abgründe zwischen den mongolischen Steppen im Westen, der sibirischen Taiga im Norden, dem Pazifik im Osten sowie dem chinesischen Kulturland südlich der Großen Mauer durchstreift. Die hier geschil-

derte Reise mäandert im Wechsel der Jahreszeiten vom Baikalsee den Amur hinab und all seine Nebenarme hinauf bis an das Ufer des Japanischen Meers. Genau genommen bestand sie aus mehreren Etappen. Meine Ostern 2019 begonnene Reise von Irkutsk direkt nach Wladiwostok war die letzte.

Den Halbkosaken Iwan, die russische Schaffnerin Wera, meinen chinesischen Kommilitonen Yunpeng, den es nach Afrika verschlug, und manch andere Menschen, von denen einige nicht ihren richtigen Namen in diesem Buch lesen wollen, traf ich bereits als Sprachstudent in Harbin und während meiner Forschungen in Archiven und Bibliotheken in Hailar, Tschita oder Blagoweschtschensk. Das Pauken von Schriftzeichen und das Warten auf Dokumente ließen viel Zeit für Streifzüge durch die nicht minder spannende Welt jenseits der Vokabelkarten und Aktendeckel. Die Schicksale der Menschen sind kleine Mosaiksteine jener großen Geschichte dieses von Imperialismus, Kaltem Krieg und Nationalismus gezeichneten Stückes Welt, das sich noch immer zu formieren scheint.

1. Promenade durch das Paris Sibiriens

Irkutsk

«Aufwachen! Schau hierher!» Kurz vor acht Uhr morgens schnauzt mich jemand aus dem Tiefschlaf. Ehe ich begreife, dass es sich bei der auf meine Stirn gerichteten Pistole um ein Fieberthermometer handelt, misst die resolute Frau die Temperatur von Passagier 14 E, drei Sitzreihen hinter mir. Ich muss doch eingenickt sein. Keiner der Passagiere hat H5N1. Die Maschine ist vogelgrippefrei, wir dürfen aussteigen. Doch seit wann messen die Russen die Körpertemperatur auch auf Inlandsflügen?

Die Tauben auf dem Platz vor dem Flughafen von Irkutsk verschlafen diesen kühlen Sonntagmorgen. Von irgendwoher läuten die Kirchenglocken das Osterfest ein, es tönt dumpf und fern. Hier beginnt also meine Reise entlang den Bruchzonen der Imperien, meine Expedition durch, ja durch was eigentlich? Nordostasien? Ein komischer Begriff. Klingt konstruiert. Was gehört dazu, was nicht? Russland als das größte Land der Erde ist Teil davon, genauso wie China, der bevölkerungsreichste Staat. Japan sicher auch. Aber was ist mit der Koreanischen Halbinsel? Und die Mongolei, zählt die eigentlich auch dazu? Wer entscheidet das überhaupt? Nordostasien erscheint mir plötzlich viel größer als die Summe seiner Teile. Ich reibe meine roten Augen, marschiere ein Stück, dann schaukelt mich ein betagter Tramwagen in Schrittgeschwindigkeit ins Zentrum von Irkutsk. Gleichgültig reißt die Schaffnerin einen Fahrschein von der Rolle ab.

Mittags treffe ich Wiktor in seinem Büro in der Universität. Großgewachsen, wirkt er doch klein neben den Papierstapeln auf seinem Schreibtisch. Selbst die Stühle sind mit Büchern überladen. Die Scheiben vor den durchhängenden Bücherregalen reflektieren die milchige Frühlingssonne. «Und, was hast du in den letzten Jahren so getrieben?» Wiktor wartet meine Antwort nicht ab, stattdessen drückt er mir sein neuestes Buch in die Hand. Das ist unter Wissenschaftlern in Russland Usus, da die Auflagen niedrig und die landesweite Distribution von Publikationen unzuverlässig ist. Irgendwie sind akademische Drucksachen in Russland graue Literatur geblieben, früher aus politischen, heute eher aus ökonomischen Gründen.

«Wann warst du gleich zum letzten Mal in Irkutsk?», will Wiktor von mir wissen, «ich zeig dir, was sich alles nicht verändert hat.» Er lacht schallend, so wie früher. Am Ostersonntag 2019 – zehn Jahre nach meinem letzten Besuch – hat sich in der Stadt tatsächlich erstaunlich wenig getan. Freilich, die dröhnende Popmusik, der Sound der ersten nachsowjetischen Dekaden, ist aus den Straßen verflogen. Lautsprecher plärren keine russischen Volkslieder, keine sowjetischen Chansons und keinen postsowjetischen Hip-Hop mehr vor jedem noch so kleinen Laden. Stattdessen ist die Uferpromenade herausgeputzt, hier und da strahlen ein paar frisch getünchte Fassaden. Die Staatsanwaltschaft hat einen prunkvoll-geschmacklosen Neubau am Angara-Ufer bezogen – keiner müht sich zu kaschieren, wo das Geld sitzt.

Im Sommer 2009, während die Studenten ausgeflogen waren und sich die halbe Stadtbevölkerung auf ihre Datschen verabschiedet hatte, schlenderten Wiktor und ich schon einmal an Kirchen vorbei und durch kleine Parkanlagen dieser hübsch daherkommenden alten Stadt. Die Trolleybusse summten auch ohne Fahrgäste, und Springbrunnen plätscherten gegen die Hitze an. Hier und da zeigte Wiktor auf ein Gebäude oder eine der unzähligen Skulpturen, von denen es in Irkutsk noch mehr gibt als anderswo in Russland: natürlich für Lenin, aber auch für die Dekabristen und die Frauen der

Dekabristen, von denen noch die Rede sein wird, für einen Veterinär und für Touristen.

Zehn Jahre später und dreißig Grad kühler passieren wir eingeschossig-erdversunkene Holzbauten, die ihren Verfall mit Fassung zu tragen scheinen. Schiefe Fenster schielen mich an. Ihre blauen Läden kratzen auf dem Trottoir, so tief sind manche der Häuser in den sibirischen Morast eingesunken. Vom Bäckereikombinat zieht der Duft frischen Brotes herüber.

«Du wirst sehen, hier gibt es keine großen Umbrüche – Uferpromenade und Staatsanwaltschaft hin oder her. Irkutsk ist nicht Krasnojarsk, erst recht nicht Wladiwostok.»

«Liegt nicht gerade darin der Reiz der Stadt?», wende ich ein.

«Du hast den verklärten Blick eines Europäers», entgegnet Wiktor. «Aber ich habe früher selbst so nach Osten, nach China, geschaut. Herabgeschaut. Wenn wir das, weswegen du hier bist, nur besser schützen würden!»

Der Feiertag trägt ein Übriges zur trüben Stimmung bei. Die letzten Schneereste sind zwar weggetaut, doch an den Bäumen sprießen noch nicht einmal Knospen. Nur an einigen Häuserwänden prangen bereits auf Plakaten die orange-schwarzen Georgsbändchen, das russische Symbol des Kriegsgedenkens. Bis zum Jubiläum des Sieges über Hitlerdeutschland sind es noch knapp zwei Wochen.

Auf der Straße begegnen wir kaum Menschen. Nur vor der Dreikönigskathedrale an der Uferpromenade der Angara warten Kirchgänger auf Einlass. Die Verhaltensregeln sind auf Russisch, Englisch und Chinesisch angeschlagen: Keine Nutzung von Mobiltelefonen und Kameras, keine knappen Röcke. China kommt also immerhin auf Hinweisschildern vor.

Vom Turm durchbricht ein stetiger, doch unregelmäßiger Glockenschlag die Stille. Zur Läuteanlage dieses Ensembles aus sibirischem Barock und russischem Klassizismus führt eine schmale Stiege hinauf. Die Stufen aus dem frühen achtzehnten Jahrhundert sind ausgetreten. Popen gehen sie täglich hinauf. Den weltlichen

Kirchgängern ist der Zutritt zum Turm nur am Ostersonntag gestattet – dann dürfen sie die Glocken läuten.

Oben peitscht mir kalter Aprilwind entgegen. Durch die Glocken hindurch ist der Blick frei auf die Angara, die schnell das klirrende Eiswasser des Baikalsees durch die Stadt trägt, als sei auf dem Weg zur Karasee, zum Polarmeer besondere Eile geboten. Das gegenüberliegende Ufer der Angara ist bis heute nur spärlich bebaut. So geht der Blick beinahe wie vor dreieinhalb Jahrhunderten, als Kosaken hier von ihren Wehrtürmen über das Wildnispanorama wachten, in die noch graue Landschaft. Unten, am Fuß der Kirche, singt eine Trachtengruppe sibirische Volkslieder gegen die Aprilbrise an. Dahinter droht die ewige Flamme zu erlöschen, die an jene Sibirier in den Rängen der Roten Armee erinnert, die auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkriegs starben – vom mandschurischen Harbin im Osten bis zu den Seelower Höhen im Westen. Frische Nelken leuchten auf dem Marmor, davor schieben junge Kadetten Wache.

In unmittelbarer Nachbarschaft reckt die Erlöserkirche, Irkutsks ältester Sakralbau und das älteste erhaltene Steingebäude Ostsibiriens, ihre goldene Nadel in den silbrig verhangenen Himmel. Der neugotische Turm der katholischen Kirche daneben erinnert an die einst bedeutende polnische Diaspora. Nach zwei Aufständen 1831 und 1863 hatten die Zaren Nikolaus I. und Alexander II. Tausende Polen ins ostsibirische Exil verbannt. Wie viele andere Gotteshäuser war die Kirche zu Sowjetzeiten geschlossen. Doch seit 1978 ist sie ein Konzertsaal – ausgestattet mit einer Orgel der Potsdamer Firma Alexander Schuke. Europa scheint überall zum Greifen nah.

Hier ist sie also, die Keimzelle der alten sibirischen Stadt, am Zusammenfluss von Irkut und Angara. Weniger als sechs Jahrzehnte nachdem der Kosaken-Ataman und Entdecker Jermak 1582 im Auftrag der durch Salzhandel reich gewordenen Unternehmerdynastie der Stroganows den Ural überschritten und damit die russische Eroberung weiter Teile Nordasiens eingeleitet hatte, reichte das Russische Imperium bereits bis an den Pazifik. Russland wurde früher

Pazifik- als Ostsee- oder Schwarzmeermacht. Mal stoßend, mal tastend drangen Kosaken gen Osten vor. Die Truppen des Zaren sicherten mit Forts und Handelsposten ihren sibirischen Expansionsweg: 1587 Tobolsk, 1604 Tomsk, 1632 Jakutsk und schließlich 1651, nach dem Sieg über die mongolischen Burjaten, Irkutsk. Bereits vier Jahre zuvor hatten Kosaken den Pazifik erreicht und in Ochotsk das erste Küstenfort errichtet. Nur zwei Jahrhunderte später herrschte das Russische Imperium über ein Sechstel der Landmasse der Erde. In den Weiten Eurasiens erwachte das russische Sendungsbewusstsein, ähnlich wie Amerikas nicht minder von der Gier nach Gold und Pelzen und vom Hunger nach Freiheit getriebene Expansion nach Westen als göttlicher Auftrag, als Manifest Destiny erklärt wurde. Doch auf die Nachfahren Jermaks wartete am Endpunkt ihrer Expansion kein Kalifornien. Vielleicht ist das der Grund, weshalb die russische Frontier vergessen ist, selbst vielen Russen ist sie kaum vertraut.

Die Angara, der einzige Strom, der aus dem Baikal abfließt, verbindet Irkutsk mit dem See- und dem Flußsystem des Jenissej. Irkutsk war Kreuzung des Moskauer Trakts mit den Flüssen und anderen Landverbindungen, die nach Jakutsk in den hohen Norden sowie in die Steppen Dauriens führten, ein Gebiet, das heute Transbaikalien heißt. Seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts zogen russische Handelskarawanen auf dem Weg nach China durch Irkutsk, beladen mit Pelzen – dem weichen Gold Sibiriens –, und kehrten mit Tee und feinen Stoffen aus dem Reich der Mitte zurück.

Wiktor und ich marschieren, die Kragen hochgeschlagen, zum Kirow-Platz. Ein paar Menschen arbeiten dort auch am Ostersonntag: Männer graben Rabatten um, Frauen streichen die über den langen Winter vom Rost zerfressenen Zäune kesselschwarz. Hier, auf dem zentralen Aufmarsch- und Paradeplatz, ist Irkutsk plötzlich ganz Sowjetunion: Das wuchtige Haus der Räte überragt die Stirnseite. «Bis 1938 stand dort die Kasaner-Kathedrale, ein Juwel im russisch-byzantinischen Stil. Sie war Sitz der Diözese Irkutsk. Heute Regionalverwaltung», seufzt Wiktor. Aus gleicher Zeit stammt der

Neubau der Staatsbankfiliale. Gegenüber der Bank steht – ebenfalls auf dem Fundament einer Kirche – das nach dem Krieg gebaute Verwaltungsgebäude der Firma Vostsibugol. Geduldig setzt Wiktor seine Einführung fort. «Achte auf die strenge Symmetrie der Säulen und Türmchen. Ein Paradebeispiel des sowjetischen Monumentalklassizismus.» Das Hotel Angara rundet das sozialistische Ensemble ab – eine schlichte Betonscheibe aus den späten sechziger Jahren.

*

Jenseits des sowjetischen Architekturfirnis, in einer vom Kirow-Platz abgehenden Seitenstraße, stolpern wir förmlich in den Reichtum sibirischer Handelsdynastien und merken: Das alte Irkutsk ist eigentlich eine Stadt aus Holz. Noch im frühen neunzehnten Jahrhundert gab es nur ein paar Dutzend Steingebäude in der Stadt, nämlich Villen reicher Kaufleute und Sakralbauten. Nicht Ziegel, sondern Lärchen und Fichten waren allseits verfügbares Baumaterial, das zudem besser vor Kälte im Winter isoliert. Gut gepflegt halten Holzbauten Jahrhunderte. Doch der große Brand von 1879 vernichtete zwei Drittel dieser Häuser. Wie zur Mahnung überragt bis heute der Feuerwachturm das Zentrum.

Nun stehen wir vor einem der äußerst eklektischen Zeugnisse aus Ziegeln und Sandstein: dem Haus des Kaufmanns und Goldminenbesitzers Isaj Fajnberg, heute Adresse der Provinzbibliothek. Ein sorgfältig gemauerter Davidstern leuchtet noch immer sechszackig unterhalb des Eckturms. Das von Fajnberg ursprünglich bewohnte Holzhaus war, wie so viele andere, den Flammen zum Opfer gefallen. Wie andere Kaufleute betätigte sich Fajnberg als Mäzen, der an vielen öffentlichen Projekten, auch am Bau des Schauspielhauses, beteiligt war. Nebenan steht das im pseudorussischen Barock gebaute Haus Alexander Wtorows. Zu Sowjetzeiten tummelte sich hier die Jugend. «Ein Prachtbau! In der ganzen Union gab es wohl keinen prunkvolleren Palast der Pioniere», schwärmt Wiktor. Wtorow war mit dem Verkauf von Textilien zum reichsten sibirischen Händler

aufgestiegen. Ein Stück weiter, auf der Karl-Marx-Straße, die vor der Oktoberrevolution einmal treffender Große Straße hieß, weitere Villen und Stadthäuser, in denen bis zum Bürgerkrieg Läden, Restaurants, Versicherungsgesellschaften, Zeitungsredaktionen und Bankfilialen untergebracht waren. «Um die Jahrhundertwende wähten die Menschen in Irkutsk sich in Europa, nicht umsonst gilt die Stadt als das Paris Sibiriens», so Wiktor. Eine staubige Patina bedeckt den einstigen Glanz. Die Betriebsamkeit, sie ist verflogen.

Das goldene Zeitalter der Irkutsker Handelsdynastien begann schon Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit den Sibirjakows und Trapeznikows und erhielt nach Aufhebung des staatlichen Exportmonopols für Pelze im Jahr 1762 zusätzlichen Auftrieb. Noch Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gingen drei Viertel der nach China exportierten Pelze durch die Kontore der Irkutsker Kaufleute.

Diesen ungeheuerlichen Steigflug verdankt Irkutsk seiner segensreichen geographischen Lage. Sie machte Irkutsk zur Stadt mit Sibiriens größter Händlergemeinde und zu einem zentralen Umschlagplatz zwischen Europa und Asien, selbst nach Amerika. Die Dependance der Russländisch-Amerikanischen Kompagnie wickelte hier ihren Pelzhandel zwischen dem Nordpazifik und China ab. Ein Goldrausch am Fluss Lena bescherte der Stadt ab dem Jahr 1843 einen zusätzlichen Kapitalzufluss. «In keiner sibirischen Stadt gibt es Läden mit derart auserwählten Luxusgütern, vornehmem Geschmack und so elegante Droschken. Nirgends sonst sah ich eine – wie soll ich sagen – so exquisite und agile Gesellschaft, die Manifestation eines erlesenen Sinns für Literatur, Wissenschaft und die schönen Künste.» Wiktor zitiert den Ethnographen und Publizisten Pawel Rowinskij, der 1875 diese Zeilen schrieb.

Wir biegen in die Timirjasew-Straße ein. Doch selbst dieses Ensemble aus von den Flammen verschonten alten Lebkuchenhäusern mit all ihren aufwändigen Schnitzereien an Traufen, Türen und Veranden ist heute bedroht. «Denkmalschutz alleine erhält noch kein Haus. Holz braucht ständig Pflege. Früher fehlte das Geld», schimpft Wiktor, «und heute fehlt uns der Verstand.»

In einigen Querstraßen sind zwar Holzhäuser eingestübt, doch fehlt es an einem Gesamtkonzept. Das 130. Viertel ist so ein kitschiges Ensemble, durch das sich eine Fußgängerzone schlängelt. Links und rechts Hipster-Geschäfte und durch Lumenlampen in mattes Licht gehüllte Cafés. Schlimmer als Vernachlässigung oder Kommerzialisierung sei indes die Gentrifizierung mit dem Streichholz: «Immer wieder legen kriminelle Investoren Feuer. Neubauten sind einfach billiger», meint Wiktor. «Und wenn die Stadt keine Baugenehmigung erteilt, hält das Grundstück nach dem Brand als Parkplatz her.»

*

Wiktor führt mich zu Russlands ältester aktiver Synagoge, die in der Karl-Liebknecht-Straße steht. Sie wurde Anfang der 1880er-Jahre gebaut, nachdem die Stadtverwaltung die Organisation einer jüdischen Gemeinde gestattet hatte. Offiziell durften Juden damals nur im sogenannten Ansiedlungsrajon im Westen des Imperiums leben. Doch als Händler wie die Fajnbergs, vor allem aber als Sträflinge und Verbannte gelangten Juden auch nach Ostsibirien. Um die Jahrhundertwende war jeder zehnte Bürger der Stadt ein Aschkenase. Ende des neunzehnten Jahrhunderts zogen viele Tataren aus der Wolgaregion zu, die sich hier ein besseres Leben erhofften; ihnen verdankt Irkutsk die ebenfalls in der Liebknecht-Straße gelegene Moschee.

«Irkutsk war nicht nur das Handels- und Verwaltungszentrum Ostsibiriens, mit Kaufleuten aus Moskau, Nowgorod und Kasan, mit Juden, Polen und Deutschen, dem einen oder anderen Franzosen. Es war auch das kulturelle Herz der Region. Bereits Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Stadt ein Museum, eine Druckerei sowie zahlreiche Bildungseinrichtungen: ein theologisches Seminar und ein Gymnasium mit Klassen in Mandschurisch, Mongolisch, Chinesisch und Japanisch.» Wiktors Augen strahlen, ehrlich begeistert. «Die erste öffentliche Bibliothek, gegründet 1782, war ein Unikat der russischen Provinz, kostenlos zugänglich für alle Stadt-

bewohner.» Die Ursprünge des Theaters gehen ebenfalls auf das späte achtzehnte Jahrhundert zurück. «Nach Tula und Charkow war Irkutsk die dritte Stadt jenseits der russischen Metropolen, die überhaupt eine Bühne hatte.» Die 1851 gegründete Sibirische Abteilung der Russisch Geographischen Gesellschaft wurde Ausgangspunkt zahlreicher wissenschaftlicher Expeditionen und Fundament der Wissenschaft in der Region.

Doch wer verstehen will, weshalb Irkutsk das intellektuelle Zentrum Sibiriens war, der sollte ein eher schmuckloses blau-weiß getünchtes Herrenhaus unweit des Zirkus besichtigen. Umgeben von Ställen, einer Scheune und Gesindehäusern beherbergt das zweigeschossige Gebäude das Dekabristen-Museum. Jene «Dekabristen» genannten Offiziere, die im Dezember (russisch *dekabr*) 1825 dem gerade gekrönten Zaren den Treueschwur verweigert hatten, erwiesen sich als Glücksfall für die kulturelle Entwicklung Ostsibiriens. Nikolaj I. schickte viele von ihnen ins sibirische Exil. Die meist hochgebildeten Adligen suchten in der Verbannung den Kontakt zur lokalen Gesellschaft. Sie gaben Impulse für die Stadtplanung, Landbewirtschaftung und Bildung in der Region. Und sie leisteten einen zentralen Beitrag zur Erforschung der Ethnographie, Geographie und Natur Sibiriens. Die von ihnen aufgeworfenen «sibirischen Fragen» waren der Nährboden des sibirischen Regionalismus – einer politischen Bewegung, die im späten neunzehnten Jahrhundert gegen den russischen Kolonialismus in Sibirien opponierte. Ihr Wortführer Nikolaj Jadrinzew betonte in seinem Monumentalwerk *Sibirien als Kolonie* die vorgeblichen Eigenheiten der Sibirier im Vergleich zu ihren russischen und ostslawischen Vorfahren – insbesondere kulturelle Unterschiede wie die Liebe zur Freiheit und die Eigeninitiative. Diese Autonomiebestrebungen flammten im russischen Bürgerkrieg, in dem Irkutsk besonders hart umkämpft war, und nach dem Zerfall der Sowjetunion wieder auf.

Einer der bekanntesten Dekabristen war Fürst Sergej Trubezkoj, durch dessen Haus Wiktor und ich nun streifen. Trubezkojs Ehefrau Jekaterina war ihrem Mann in die Verbannung gefolgt, erst

nach Nertschinsk und später nach Irkutsk. Mit ihrer Solidarität und ihrem bewussten Verzicht auf ein luxuriöses Leben galt Jekaterina Trubezkoja wie auch Maria Wolkonskaja vielen Zeitgenossen als Ideal einer russischen Frau. Maria engagierte sich im örtlichen Krankenhaus und machte ihre eigenen vier Wände zu einem informellen Zentrum des städtischen Kulturlebens. Bälle, musikalische Soiréen, Debattenabende – eine europäische Insel inmitten der asiatischen Wildnis. Spuren dieses «Pariser» Lebens finden wir heute lediglich noch im Museum in den Wohnhäusern der Trubezkojs und Wolkonskijs.

Das Ende der Stadt der Lebemänner und Stubenmädchen, das Ende der Salons und rauschenden Feste war radikal: Mit dem Bürgerkrieg, besonders aber nach Einmarsch der Wehrmacht in der Sowjetunion, als der Staat hastig ganze Fabriken aus Frontgebieten nach Sibirien evakuierte, wurde Irkutsk zu einer sozialistischen Industriestadt der Arbeiter und Ingenieure, der Paraden und der Massenalphabetisierung. Die neue Generation baute nach Kriegsende die gigantischen Wasserkraftwerke von Irkutsk und stromabwärts entlang der Angara. Bei Bratsk versanken hinter der damals größten Staumauer der Welt einhundert Dörfer sowie Tausende Hektar wertvoller Ackerfläche. Als nach dreizehnjähriger Bauzeit alle Turbinen ans Netz gingen, war genügend Elektrizität für die Aluminiumwerke von Bratsk und Irkutsk und andere energieintensive Industrien verfügbar. Schon bald schufte jeder zweite Berufstätige in Irkutsk in der Schwerindustrie. Die Einwohnerzahl verdreifachte sich auf sechshunderttausend Menschen in den sieben sowjetischen Jahrzehnten – und verharrt seither auf diesem Niveau.

Als Wiktor vor dem Museum aus den Statistiken zitiert, ertappe ich mich bei dem Gedanken an die Prophezeiung Michail Lomonossows, jenes großen Dichters und Wissenschaftlers der Aufklärung, dass Russlands Macht mit Sibirien wachsen, das Land reicher werden würde. Doch reich woran? Das Leben in Irkutsk spielt sich heute vor allem in den Trabantenstädten ab, deren Wohnblöcke auf den umliegenden Hügeln im Kontrast zu den Prunkbauten im

Zentrum stehen. Die brutale Industrialisierung hat zahllosen anderen sowjetischen Städten die russische Seele geraubt, hier blieb der historische Stadtkern weitgehend unberührt – sehen wir vom Alphabet der sozialistischen Straßennamen ab: Gagarin, Kirow, Lenin, Liebknecht ... Partisanen, Pioniere, Proletarier ...

Wiktors eigene Familiengeschichte liest sich wie ein Spiegel dieser radikalen Entwicklung. Seine Vorfahren väterlicherseits lebten als Bauern seit dem achtzehnten Jahrhundert in der Region Irkutsk. Seine Mutter, in Belarus geboren, überlebte die Blockade Lenins und zog nach dem Krieg nach Irkutsk. Der Weg zurück in ihr belarussisches Heimatdorf blieb ihr versperrt: «Das war ausgelöscht. Ich weiß nicht einmal, wie meine Großeltern mit Vornamen hießen. Meine Mutter sprach nicht darüber.» Wiktor, Jahrgang 1949, wuchs in einem kleinen Dorf nordwestlich von Irkutsk auf. Er studierte Geschichte an der Irkutsker Staatlichen Universität, promovierte 1976 in Moskau und kehrte dann als Professor an seine Alma Mater zurück. Eine sowjetische Bilderbuchkarriere.

*

«Komm», beharrt Wiktor, «wir gehen noch schnell nach Schanghai», als wir hinter dem historischen Feuerwachturm auf den Zentralmarkt von Irkutsk einbiegen. «Du interessierst dich doch für allerlei chinesische Spuren.» Seine Augen blitzen durch die dicken Brillengläser. Als Historiker mit anthropologisch geschultem Blick sucht Wiktor in der nachsowjetischen Gegenwart die Renaissance der Zarenzeit. Schanghai, das sehe ich jetzt, ist ein eher überschaubarer Basar. Ein paar Frauen bieten auch am Feiertag Dill aus dem Gewächshaus feil, etwas weiter zapft jemand schon frischen Kwas aus einem Tankwagen, obwohl der Sommer noch ferne Zukunft ist. Ein Chinese aus der südlichen Küstenprovinz Fujian verkauft statt edlem Zobel Kunstpelzmäntel und Plastikschlappen. «Brauchst du ein Telefon?», fragt mich ein Mann am Nachbarstand in gebrochenem Russisch, während er Handyschutzhüllen in einer Glasvitrine arran-

giert. Wir steigen durch die kargen Relikte der chaotischen postsowjetischen Marktwirtschaft. In den Wendejahren sprossen überall in Sibirien, ja selbst in Moskau, asiatische Basare wie Pilze nach einem Spätsommerregen empor. Sie trugen klingende Namen wie «China», «Schanghai» oder «Mandschurei» – wie schon zur Zarenzeit.

Einer der größten Basare entstand 1992 jenseits des Feuerwachturms auf dem Gelände einer bankrotten Schuhfabrik. «Vor zwanzig Jahren noch war Schanghai ein wahres Babylon», sagt Wiktor, «mehrere Tausend Chinesen, Koreaner, Vietnamesen, Russen, Tadschiken und Kirgisen trieben hier Handel. Die Qualität der Produkte war oft schrecklich, aber der Preis stimmte.» Dank seiner zentralen Lage, billiger chinesischer Massenware und den anspruchslosen Konsumgewohnheiten der Kunden sei die hektargroße Budenfläche das Zentrum des gesamten Versorgungssystems der Region gewesen. «An Wochenenden reisten Zwischenhändler selbst aus dem fernen Ulan-Ude und Tschita an.»

Wiktor hat den Markt damals oft aufgesucht. «Täglich gab es Schlägereien, und Hygiene war ein Fremdwort. Specknackige Security-Angestellte pressten den Händlern Schutzgeld unter dem Vorwand fehlender Dokumente ab.» Er zeigt auf ein verwaistes Holzhaus, das mit tief ausgesägten Ladenfenstern an diese Zeit erinnert. «Die umliegenden Häuser beherbergten illegale Warenlager, Kantinen, Cafés, öffentliche Toiletten, Friseursalons, Bordelle und Billardhallen. Selbst eine unterirdische Arena für Hundekämpfe gab es.»

Wiktor beäugt misstrauisch einen Mann, der uns zu folgen scheint. Er hat noch immer diesen sowjetischen Augenwinkelnblick. Ich muss an die Bilder einer Nachrichtensendung in Russlands «Erstem Kanal» Mitte der nuller Jahre denken. Daran, wie Milizionäre medienwirksam ein illegales Schlaflager nahe dem Basar aushoben. Schlimmer als die Bilder war der Kommentar des Moderators: «Die Chinesen hausen hier wie Kakerlaken. In Kellern! Unter der Erde!» Als die Stadtverwaltung 2006 den Markt liquidierte, wichen die Händler auf ein Dutzend offene Flächen im Zentralmarktgebiet aus – der Volksmund nannte das Areal «Groß-Schanghai».

Obwohl die wilden Handelsplätze inzwischen fast vollständig aus dem Stadtbild verschwunden sind, haben die Märkte für Wiktor dennoch das Leben der Sibirier nachhaltig verändert: «Durch die Basare war China plötzlich in russischen Städten wieder präsent. Von heute auf morgen waren sie ein Teil der täglichen Routine der Bewohner. Ob man dort einkaufen ging oder nicht, war ein Statement, das den sozialen Status von Menschen markierte. Und wer hatte zuvor schon mal einen Chinesen gesehen? Heute ist China längst wieder ein fester Bestandteil unseres Lebens.»

Doch inzwischen hätten chinesische Touristen die Händler abgelöst. Siberia Airlines bediene täglich Peking. «Irkutsk gilt Chinesen aber nur als ein Transitpunkt auf dem Weg zum Baikalsee», schränkt Wiktor ein. «Sie landen am Flughafen und bleiben, wenn überhaupt, für eine Nacht. Die meisten Chinesen fliegen ohnehin direkt nach Europa weiter: Drei Tage Moskau, drei Tage Sankt Petersburg. Das war's.» So ist China – obwohl historisch für Irkutsk wichtig – abgesehen von ein paar Lautsprecherdurchsagen in Supermärkten und Hinweisschildern vor Kirchen auffallend abwesend.

Irkutsk scheint anders als zu seiner Blütezeit ein Opfer seiner geographischen Lage, ein Schatten seiner selbst, ein vergessenes Paris: Im Westen boomt Krasnojarsk – strategisch viel näher an Europa gelegen. Im so fernen Osten ist es ein Steinwurf bis nach China. Dort hängen die Städte Blagoweschtschensk, Birobidschan und Chabarowsk wie an einer Perlenkette am Grenzfluss Amur aufgereiht, gefangen zwischen China im Süden und der unermesslichen Taiga im Norden. Dort ist jeder auf sich allein gestellt – eine Nachtzugfahrt von der nächsten nennenswerten Siedlung entfernt. Und Irkutsk klemmt irgendwo dazwischen und ist sich und seiner Umgebung von Industriestädten entlang der Angara genug. Die Frontier hat sich schon lange weitergeschoben. Irkutsk, das Zentrum Ostsibiriens, scheint, obwohl es östlicher als Singapur liegt, mit Asien nicht verschwistert, doch auch mit Europa ist die Stadt höchstens verschwägert.

2. Die durstigen Chinesen vom Baikalsee

Chuschir – Kultuk

Am nächsten Morgen ist die österliche Ruhe passé. Eine nicht enden wollende Kolonne von Kleinbussen schiebt sich auf meinem Weg ins Zentrum an mir vorbei, verbleit meinen Atem. Am Zentralmarkt, dem ehemaligen Schanghai, gehen die von den Russen Marschrukaskas – ja, da steckt das deutsche Wort Marschrouten drin! – genannten Sammeltaxis zum Baikalsee ab. Viereinhalb Stunden braucht der Kleinbus für die knapp dreihundert Kilometer bis in das Dorf Sachjurta. In Sachjurta legen die Fähren nach Olchon ab, wenn der Baikalsee nicht vereist ist. Olchon ist die mit Abstand größte Seeinsel. Unterwegs ödet die Landschaft karg, bergig, apriltraurig. Birken liegen wie erloschene Zündhölzer kreuz und quer auf den Hängen. Später Neuschnee muss die Bäume unter ihrem Blattwerk im vergangenen Frühsommer erdrückt haben. Seit einigen Jahren ist die Chaussee fast durchgehend asphaltiert. Über die Schotterabschnitte braust der Fahrer dennoch mit der Geschwindigkeit eines Surfers, der auf einer Welle reitet.

Winzig sah der Baikalsee auf meiner Landkarte aus. Doch das lag nur daran, dass der sibirische See von Russland ganz umschlossen ist. Jetzt, in Sachjurta, wo der Blick auf den Baikalsee frei ist, muss ich jenen Geophysikern recht geben, die behaupten, dass hier ein neuer Ozean geboren wird, weil seine Ufer ganz allmählich auseinanderdriften.

Vor zehn Jahren noch pendelte im Sommer lediglich ein hölzernes Fährboot mit einer Kapazität von zwei Autos zwischen Sachjurta und Olchon. Inzwischen queren in den eisfreien Monaten drei größere Fähren die schmale Durchfahrt zwischen dem Festland und der Insel. «In der Ferienzeit, wenn Touristen die Seeufer überrennen, stauen sich die Wagen dennoch den Berg hinauf», berichtet eine Frau, die vor mir am Anleger steht. Heute ist keine Fähre am Pier. Sobald der See im Januar zufriert, führt eine Eisstraße auf die Insel. «Im Winter schieben die Chinesen ihre Rollkoffer übers Eis. Wie auf dem Flughafen», erzählt die Insulanerin mir noch, während sie den Kragen ihres zebragemusterten Anoraks nach oben schlägt. Zu Sowjetzeiten sei Olchon nur unter Einheimischen aus den Regionen Irkutsk und Burjatiien beliebt gewesen, und das auch nur während der Sommerferien. Jetzt kämen Touristen aus aller Welt, selbst bei Eis und Schnee. Weil sich im März bereits zwei große Risse gebildet haben, endet unsere Fahrt am Fähranleger. Heute bleiben neben dem Irkutsker Sammeltaxi nur wenige Fahrzeuge an der Kaimauer hängen, eines mit chinesischem Kennzeichen.

Obwohl wenig los ist, dauert es, bis ich einen Platz im einzigen Luftkissenboot ergattere, das heute zwischen Sachjurta und Olchon verkehrt. Wie jedes Jahr in der Übergangszeit – vor Weihnachten und um Ostern – ist die Insel ziemlich abgeschnitten. Gerade ein Dutzend Passagiere findet in dem dröhnenden in Flecktarn gehaltenen Ungetüm Platz. Der Fährbetrieb beginnt erst wieder nach den Maifeiertagen.

Am anderen Ufer wartet schon Sergej. In seinem rundlichen sowjetischen Minivan schaukelt er zwei Belgier und mich schweigend zum Anwesen von Nikita Bentscharow in Chuschir, immer die tiefen Furchen der Sandpiste im Blick, die so etwas wie die Hauptstraße der Insel sein muss. Ich klemme im Fond, und mir ist übel. Unter der Sitzbank des Kleinbusses steckt ein Kanister. In der Nase sitzt mir der Duft meiner ostdeutschen Kindheit. Es ist dieser süßliche Geruch vom Kerosin der Militärkolonnen, die über die Landstraßen der Altmark dröhnten. Immerhin siebzig Kilometer misst

die einzig permanent besiedelte Baikalinself von einer Spitze zur anderen. Olchon bedeutet in der Sprache der Burjaten «trocken». Recht haben sie. Tatsächlich bedeckt Steppenvegetation die sanften Hügel. Nur am Horizont steht borealer Nadelwald. Öde ist das Eiland aber keineswegs.

Bentscharows Anwesen erreichen wir nach einer Stunde Fahrzeit. Seine Herberge war das erste Inselhotel überhaupt. Ein wüster Stilmix aus in die Landschaft gepurzelt Holzhöhlen und Jurten. Jetzt, kurz nach Ostern, sind die Zelt disco am Strand und der Souvenirstand weiter oben verwaist. Laut Aushang an der Rezeption gibt es Kochkurse – im Sommer. Am frühen Abend essen die Angestellten im Speisesaal. Die Köche, die Putzfrauen, der Hausmeister – sie alle stammen aus dem Dorf und scheinen froh über die Arbeit, die sie bei Nikita gefunden haben. Außer zwei Professorinnen von der Sorbonne und mir gibt es keine Kundschaft.

Im Abendblau schlendere ich durch das laternenlose Chuschir. Im Dorf sollen anderthalbtausend Menschen leben – knapp zwei Drittel der Inselbewohner. Mich erinnert Chuschir an eine verwaiste Western-Filmkulisse. Die sandige Hauptstraße wäre etwa fünf Spuren breit, wenn sie denn Markierungen hätte. Gesäumt wird sie von kleinen Holzgebäuden. Vor den wenigen jetzt geöffneten Restaurants räuchert der berühmte Omul vor sich hin. Der Fisch zählt auf Olchon zu den Grundnahrungsmitteln. Zwei in Rentnercamouflage gekleidete Ehepaare schleichen mir entgegen. Der Mann mit dem Anglerhut echauffiert sich in breitem Sächsisch über den von zwei postsowjetischen Investitionsruinen und einem korrodierten Bauwagen eingerahmten Dorfteich: «Und das nennt sich Lenin-Straße, wo in der Mitte diese Kloake steht?» Eine hagere Kuh quert teilnahmslos den Sandweg und hinterlässt einen dampfenden Fladen.

Ich flüchte ans Seeufer und bestaune die beiden Schamanka-Felsen. Unweit von Bentscharows Herberge überragen sie wie gigantische Stoßzähne den schleichend tauenden See. Ein paar Möwen hüpfen von Scholle zu Scholle. Bunte Tücher umhüllen die dürren Stämme der wenigen Kiefern davor, als würden diese frieren. Felsen,

Bäume, Flüsse – alles scheint hier von Geistern bewohnt. Und die Kommunikation mit der Geisterwelt übernehmen die Schamanen. Frauen dürfen die heiligen Felsen nicht betreten – es sei denn, sie bitten den Burjaten-Gott Burchan hinterher um Vergebung. Überhaupt hat Burchan hier eine große Bedeutung, nach ihm ist auch der Hausberg der Insel benannt.

Am nächsten Morgen treffe ich die Sachsen wieder – sich aus dem Weg zu gehen, scheint auf dem Eiland ein Ding der Unmöglichkeit. Wir haben uns für die gleiche Inselrundfahrt angemeldet. So erkunde ich eingepfercht zwischen den beiden Ehepaaren im gleichen mausgrauen kerosinparfümierten Uasik 452, der mich gestern abgeholt hat, den Norden der Insel. Für das Rentnerquartett aus Grimma ist Olchon ein verklärter Sehnsuchtsort der Einfachheit und Rückständigkeit. Den Burjaten hingegen, die noch immer die Mehrzahl der Insulaner stellen, gilt die Schamaneninsel als Heiligtum, als Heimat voller Herausforderungen.

Sergej, der wieder am Steuer sitzt, ist auf der Insel geboren. Heute ist er etwas gesprächiger. Bis vor ein paar Jahren noch arbeitete der zähe Sibirjak als Fischer. Nur im Sommer fuhr er Touristen über die Insel. Jetzt, seit halb China den Baikalsee als Reiseziel entdeckt zu haben scheint, sei die Fahrerei sein Hauptverdienst. «Ich habe schon ein bisschen Chinesisch gelernt», behauptet Sergej. Das stimmlose «h» im chinesischen «Wie geht's dir?» kratzt russisch wie bei «Churschir» aus seinem Mund.

Ich frage nach dem Ursprung seines Heimatdorfs. «Churschir wuchs ab den späten dreißiger Jahren um die Fischfabrik herum. Sie war der Brötchengeber, unser ein und alles. In jeder Familie hat jemand entschluppt, ausgenommen, filetiert. Im Sommer halfen alle mit. Der Fischgestank verfolgte mich überallhin, bis aufs Sofa, steckte in meinen Kleidern und in allem, was ich aß. Sogar die Zahnpasta schmeckte nach Fisch», räumt Sergej ein, nur um einen Satz später zu behaupten, dass er den Geruch vermisste.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch gar nicht so sehr lange her, da lebten doppelt so viele Menschen in der rasch zusammengeschus-

terten eingeschossigen Arbeitersiedlung von Chuschir. Sie hatten noch nicht einmal Strom. Bis in die sozialistischen Bruderländer exportierte die Fabrik den Omul, die berühmte Felchenart des Baikalsees, die in großer Tiefe gefischt wird. Mit der Privatisierung und dem stark dezimierten Bestand ging es bergab. Und dann kam das Fangverbot. Der Fisch stank vom Kopf: «Der neue Eigentümer lebte auf dem Festland. Auf dem Papier arbeiteten wir zwar noch in der Fabrik, doch der Fang stammte längst aus dem Pazifik. Wir verpackten nur noch in Konserven. Und jeder fischte für sich.» Der Betrieb ging Bankrott, kurz darauf brannte die Verarbeitungshalle nieder. So verkaufen die Bewohner heute im Sommer ihren schmalen Fang direkt an die Besucher, im Winter bringen sie ihn illegal übers Eis aufs Festland.

Wir schaukeln gen Norden und fahren in Charanzy ein. Links leuchtet grell das Eis des Kleinen Meers, das sich zwischen das karge Eiland und das bergige Westufer des Sees schiebt. In diesem Weiler leben gerade zwölf Familien. Eine deutsche Rentnerin verbringt hier jedes Jahr ihre Sommerfrische, wenn das Wasser des Sees in Ufernähe kühl statt kalt ist, verrät Sergej. Viele der alten Holzhäuser stehen verlassen da. Die Jugend zieht es aufs Festland, in die Städte.

Doch selbst hier beobachte ich einen zaghaften Aufschwung. Überall auf der Insel stehen neue Ferienhäuser und Herbergen. Warum? «In Sibirien sagen wir, die Touristen sind unser neues Öl. Seit der Jahrtausendwende steigt die Zahl der Besucher», antwortet Sergej leicht zögernd, «doch gerade in den letzten Jahren gibt es eine neue Dynamik.» Nach dem Zerfall der Union hätten sich vor allem deutsche und japanische Rentner auf die Insel verirrt. Unter den Japanern seien viele ehemalige Kriegsgefangene gewesen. Aber sie sterben wohl langsam aus.

Und die Chinesen? «Seit die Krim wieder uns gehört, kommen sie», erwidert Sergej mit seinem Bass. Die Annektierung der Schwarzmeerhalbinsel und der Konflikt im Donbass hätten den Rubel auf Talfahrt geschickt. Seither seien Reisen nach Russland

für viele Chinesen erschwinglich. So kämen sie, organisierte Rentnergruppen ebenso wie Couchsurfer. Und noch etwas unterscheidet sie von den Japanern, Deutschen und Russen: Sie kämen im Sommer wie im Winter. «Noch vor zwei bis drei Jahren machten alle Herbergen auf der Insel Winterpause. Jetzt sind viele ganzjährig geöffnet.» Um das chinesische Neujahrsfest herum stammten neun von zehn Touristen auf Olchon aus China.

«Einige führen sich so auf, als gehöre ihnen der See», schimpft Sergej. Er sieht den Zustrom von Touristen aus der Volksrepublik skeptisch. Manch nationalistisch gestimmter Chinese würde ihm wahrscheinlich zustimmen – und Sergej an die Krim erinnern. Denn einst erstreckte sich das Tributgebiet des chinesischen Kaiserreichs bis an die Ufer des Baikals, den man im alten China «nördliches Meer» nannte.

Doch die wenigsten Chinesen kommen mit historischen Argumenten an den See. Sie kommen mit Geld. Ihr Geld rettet das wirtschaftliche Überleben vieler Insulaner. Und doch gefährden sie es. «Kaum eine Kopeke bleibt auf der Insel», klagt Sergej. Es gibt tatsächlich viele Probleme. In dem ehemals beschaulichen Dorf Listwjanka auf dem Festland steht bereits ein halbes Dutzend illegaler chinesischer Hotels. Auf Olchon gibt es bislang nur eine illegale Herberge. Das Modell sei immer das gleiche: ohne Lizenz, auf dem Papier von einem Russen betrieben, doch der wahre Eigentümer ein Chinese.

Sergej hat sich mit den Schwarzbauten abgefunden. Auch die Chinesen, die Grundstücke kaufen und brach liegen lassen, um sie irgendwann an wohlhabende Landsleute weiterzueräußern, regen ihn nicht auf. Was ihn stört, ist der hermetische Wirtschaftskreislauf, der die Einheimischen ausschließt: «Sie schlürfen ihre Nudelsuppe beim Chinesen und lassen sich von chinesischen Austauschstudenten über die Insel führen. Als Feigenblatt reist manchmal ein offiziell akkreditierter Guide mit, der Touren auf Litauisch oder in irgendeiner anderen exotischen Sprache anbietet, aber kein Wort Chinesisch spricht. Selbst ihre Fahrer bringen sie mit!» Mir fällt das

chinesische Souvenirgeschäft von Chuschir wieder ein. In der Auslage burjatische Götterfiguren, Schamanenklunker und allerlei anderer in China hergestellter Tinnef zu Wucherpreisen. Selbst Ostseebernsteinketten gibt es dort. Bezahlt wird – am russischen Fiskus vorbei – mit Alipay.

«Der Baikalsee ist so groß wie Belgien. Mehr als eine Woche braucht eine Jolle, um seine über zweitausend Kilometer Uferlinie abzusegeln. Aber in gewisser Weise ist der See auch ganz klein. Es gibt nur einige wenige Zugangsstraßen. Die Touristen tummeln sich in Sljudjanka, Listwjanka, Chuschir. Die Orte kannst du an einer Hand abzählen.» Sergej deutet aufs andere Ufer. Der Nationalpark könne den See nicht vor zu vielen Menschen schützen: Die Natur leide, besonders auf Olchon, wo es weder Müllentsorgung noch Kanalisation gibt. «Doch wer möchte sich heute mit China anlegen?»

Wir zuckeln weiter entlang der Küste des Kleinen Meeres. Eine Melange aus Weiß, Ocker und Grau schimmert durch die beschlagenen Fensterscheiben. Hin und wieder ein Farbtupfer: flechtenbestandenes Geröll, hölzerne Totems, eingewickelt in bunte Bänder. Dünen schieben sich ins Inselinnere hinein, so als wollten sie die Nadelbäume zurückzudrängen. Das Vieh steht ganzjährig auf den Weiden. Selbst im Januar und Februar fällt das Quecksilber kaum unter zwanzig Grad minus – das ist für Sibirien vergleichsweise mild.

Wir erreichen das Dorf Pestschanaja. Zur Rechten mahnen die sandverwehten Gerippe alter Lagerbaracken. Dort füllten seit den späten dreißiger Jahren Strafgefangene Fisch in Konserven ab. Ihr Fang ging an die Front. Sicher, auf der Kolyma war das Leben noch härter. Hier büßten keine «Politischen». Puderzucker gleich überdeckt der Sand der Dünen die bittere Vergangenheit. Auf den schmalen Häftlingspfaden tummeln sich im Sommer Touristen.

Je weiter wir nach Norden fahren, desto schlechter die Piste. Im Sommer sei sie wie Treibsand, sagt Sergej, ohne Allrad keine Chance. Wir passieren die «Drei Brüder» genannten Felsen an der Steilküste. Der Legende nach sind es die drei renitenten Söhne des Inselhaus-

bergs. Am Wegrand, in einer Senke, duckt sich das schlanke Haus einer Hirtenfamilie, daneben eine primitive Wetterstation. Dann erreichen wir Choboj, die Nordspitze der Insel.

Ein sanft ansteigender Weg führt zur Felspitze hinauf, zu einem Farb- und Lichtspiel. Ich muss mich darauf besinnen, dass ich auf einen See und nicht auf ein Meer blicke, so weit erstreckt sich der Horizont. Trotz der schneegepuderten Berge sind die beiden Ufer kaum auszumachen – knapp achtzig Kilometer ist der Baikalsee an seiner weitesten Stelle breit. Wie strenge Linien durchziehen große Risse seinen Eispanzer. Ich kneife die Augen zu, so grell blendet die zugefrorene Decke in der Sonne. Am Ufer singen Eisschollen im Wellengang. Gen Süden bleibblaues Wasser – der Winter zieht sich unaufhaltsam nach Norden zurück.

Mit den vier Rentnern aus Grimma und zwei Studenten aus Xiamen teile ich mir den Blick auf die eigentümliche Wasserlandschaft des «nördlichen Meeres», des «reichen Sees». Dieser Brunnen der Erde – tiefer als jeder See und so manches Meer, der ein Fünftel des weltweiten Trinkwassers speichert, dieses biologische Wunder mit der ältesten Seefauna, darunter die weltweit einzigen Süßwasserrobben –, heute gehört er ein paar Sachsen, Chinesen und mir.

*

Ich habe diese Bilder noch im Kopf, als ich ein paar Tage später weiter gen Osten fahre auf der Transsib, Richtung China. Ich blättere in einem Katalog zur Pariser Weltausstellung des Jahres 1900, während der Zug das südliche Seeufer passiert: «Rentierschlitten eilen an uns vorüber, russische Beamte jagen auf kleinen Steppenpferden in die Jurtendörfer, und dann breitet sich plötzlich das offene Meer vor unseren Augen aus, während die eisbedeckten Berge allmählich im Hintergrund verschwinden.» Der Katalog beschreibt voller Bewunderung das Panorama der sibirischen Wildnis hinter dem Baikalsee. Nur wenige Minuten vom Eiffelturm entfernt, vor dem Russischen Pavillon der großen Länderschau, bildeten sich lange Besucher-

schlangen. Im Inneren der Ausstellungshalle standen Luxuswaggons der Compagnie Internationale des Wagons-Lits aufgebockt, hinter denen ein großes Wandelpanorama mit europäischen und asiatischen Landschaften zirkulierte. Um ein authentisches Reisegefühl zu vermitteln, ruckelten die räderlosen Wagen dank einer speziellen Mechanik. In nur einer knappen Stunde Fahrzeit erlebten die Reisenden der *Exposition universelle* im Zeitraffer und auf verschiedenen Leinwandebenen die Reise auf der Großen Sibirischen Bahn bis nach China.

Während das staunende Publikum die potemkinsche Kulisse der sibirischen Eisenbahnfahrt im Ausstellungssaal am Trocadéro betrachtete, liefen die Bauarbeiten in der eurasischen Weite auf Hochtouren. Verkehrsexperten, Topographen, Ingenieure und Politiker arbeiteten unermüdlich an der Verwirklichung dieser transkontinentalen Landverbindung, auf der ich jetzt nach Osten rolle. Heute, weit über ein Jahrhundert später, ist Sibirien auch jenseits des Horizonts hinter dem Zugfenster ein fester Bestandteil Russlands – wirtschaftlich, kulturell, politisch und sozial. Wäre Sibirien ein unabhängiges Land, so wäre es flächenmäßig noch immer der größte Staat der Erde. Die Region zwischen Ural und Pazifik, die mehr als drei Viertel der russischen Landmasse umfasst, bleibt dünn besiedelt. Bis heute ist sie Heimat eines einzigartigen ethnokulturellen Amalgams. Und dann gibt es da noch die unglaubliche Vielfalt der Natur jenseits von gefrorener Tundra und endlosem Birkenwald. Sibirien, dieser schlafender Riese, diese noch immer weitgehend ungenutzte Vorratskammer, ist gesegnet mit Gold, Kohle, Nickel, Eisenerz, Öl, Gas, Holz und Wasser. Sibirien, so scheint es, ist ein Ort der Vergangenheit und der Zukunft – doch was ist mit der Gegenwart?

Ich mache Halt in Kultuk. Touristen kennen dieses größere Dorf, vielleicht auch Städtchen, am Südufer des Sees als Station der alten Baikalbahn. 1904 als Teilstück der Großen Sibirischen Bahn gebaut, ersetzte die kostspielige, da unwegsame Strecke den temporären Fährbetrieb, der die beiden Schienenstränge nach Europa und

zum Stillen Ozean an den Ufern des Sees verband. Heute schlummert die alte Baikalbahn nur noch als eine vergessene Zweigstrecke. Ein Nahverkehrszug schnauft täglich auf den zugewucherten Gleisen hin und her, stoppt lediglich an Bedarfshalten. Die Einsiedler der anliegenden Dörfer versorgt er mit Krämerwaren. An manchen Tagen verkehrt ein Touristenzug mit Sonderhalten an pittoresken Punkten auf dieser historischen Route, eine technische Perle mit all ihren von italienischen Ingenieuren erbauten Felstunneln und Flussbrücken.

Ich bin nicht wegen der Eisenbahnromantik nach Kultuk gereist, sondern wegen Ilja. Wir sitzen im Restaurant «Kedr» und essen Busy, diese großen, mit Schaffleisch gefüllten Teigtaschen, mit der Hand. In der engen, dunklen Gaststube riecht es nach Schnaps und Bier, vermischt mit dem Küchendunst. Draußen steht stumpf der Nebel vor dem Fenster, das letzte Tageslicht kriecht grau in das kleine Wirtshaus hinein. Ilja ist Politologe und lebt in Irkutsk. In Kultuk hört er sich zum AkwaSib-Skandal um. 2017 hatte die Firma AkwaSib mit einem Investitionsvolumen von anderthalb Milliarden Rubel in Kultuk eine Abfüllhalle errichtet. Die Plastikrohre laufen vor unserer Nase vierhundert Meter tief in den See. Das Problem: Das Unternehmen ist zu 99 Prozent in chinesischer Hand. Das letzte Prozent besitzt eine Russin, die wiederum ihrer Tochter die Direktion übertragen hat.

Die Familie war schon einmal in die Schlagzeilen geraten: Der Mann, der 99-Prozent-Chinese, hatte in den neunziger Jahren in sibirischen Wäldern illegal geschlagenes Holz nach China exportiert. Die Russin sprach man frei, der Chinese saß fünf Jahre ein. Es war die Zeit der Anarchie, und das bedeutete für die Taiga vor allem eines: Kahlschlag. Die staatliche Waldwirtschaft war bankrott. Chinesen übernahmen zahlreiche Forstbetriebe. Das illegal geschlagene Holz landete auf den Baustellen der wirtschaftlich prosperierenden Volksrepublik.

Die Wasserentnahme sei doch nicht minder problematisch als die wilden Rodungen, werfe ich ein. «Von der Anlage geht keine

Gefahr für die Umwelt aus. Es ist nicht der erste Abfüllbetrieb am Baikalsee», beschwichtigt Ilja, ohne von seiner fleischgefüllten Riesensacktasche abzulassen. Rund eine halbe Million Liter Seewasser beträgt das geplante Fördervolumen pro Tag – bestimmt für den chinesischen Markt. Die Abfüllanlage entspreche den ökologischen Standards. Doch mit AkwaSib sei es so wie mit der Holzwirtschaft. «Wenn ein Chinese kommt, dann gelten andere Regeln.»

Viele Einwohner von Kultuk sehnten den Bau der Anlage über Monate herbei. Immerhin hundertfünfzig Dorfbewohner sollten Arbeit finden. Ganz zu schweigen von den Steuereinnahmen für die klammen Provinzkassen. Doch Anfang 2019 kippte die Stimmung in Kultuk, im Gebiet Irkutsk und bald in ganz Russland. Plötzlich tauchten negative Posts über die Abfüllanlage in sozialen Netzwerken auf. Russische Sternchen wie der Modedesigner und Sänger Sergej Zwerew brachten sich digital in Stellung: Zwerew, der in Kultuk seine Kindheit verbracht hat, protestierte auf dem Roten Platz. Auf Instagram setzten Zehntausende Follower ein Herzchen. Rasch sammelten Aktivisten Unterschriften, trommelten auf Kundgebungen gegen den bösen Chinesen. Ende März demonstrierten rund dreitausend Menschen in Irkutsk gegen das Werk: «Wir sind für den Tourismus» und «Für einen sauberen Baikalsee» stand auf ihren Transparenten geschrieben. Fremdenfeindlichkeit unter dem Deckmantel der Ökologie, im vorgeblich anonymen Raum des Internets trat sie ungeschminkter zutage. Besorgte Bürger bangten um ihren «heiligen See». Zu dieser Zeit interessierte sich auch Dmitrij Medwedew für die föderale Regierung in Moskau für die Angelegenheit, der Gouverneur des Irkutsker Gebiets schaltete die Staatsanwaltschaft ein. Diese stellte eine Reihe von Regelverstößen fest, darunter ein durch Bauarbeiten verschmutztes Seeufer. Die Wasserentnahme hingegen war kein Thema.

Medienwirksam war Oleg Deripaska schon Ende Januar «zum Angeln» an den Baikalsee gereist – statt nach Davos, wie er auf seinem Instagram-Account lakonisch schrieb. Deripaska ist als Eigentümer von Wasserkraftwerken und Aluminiumfabriken in Bratsk und

Irkutsk einer der größten Unternehmer der Region. Auch dem Oligarchen sagt man nach, er werfe ein Auge aufs Mineralwassergeschäft.

Das seien doch alles Phantom-Ängste, meint Ilja und schenkt mir Bier nach. Die Kellnerin mit weißer Rüschenbluse, unter der sie nichts anhat, stellt uns ungefragt zwei neue Flaschen auf den wachstuchbedeckten Tisch. Viele seiner Studenten hätten Petitionen gegen die Abfüllanlage unterschrieben, aus Furcht, dass Chinesen den See bald leertränken. «Ich war sprachlos und habe sie gefragt: Welches Wasser könnt ihr auf Flughäfen kaufen, wenn ihr in Bangkok, Peking oder Moskau seid? Baikalwasser? Nein, dort stehen Flaschen von Evian oder Perrier in den Regalen. Habt ihr schon einmal von einem Franzosen gehört, der eine Petition unterschrieben hat aus Angst, dass die Quellen von Évian-les-Bains versiegen? Seit fast zweihundert Jahren füllen sie dort Mineralwasser ab. Heute verkaufen die Franzosen es in über hundert Länder.» Die an ihre Mobiltelefone gefesselte Jugend, meint Ilja resigniert, lasse sich leicht manipulieren.

Ilja lehrt an der Staatlichen Universität Irkutsk. Er ist kein China-Spezialist, wie er selbst betont, doch die Nähe zum Nachbarn zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Seine Halbglatze macht ihn eher jünger. Aufgewachsen ist er in einem kleinen Dorf am Zeja-Stausee im Amur-Gebiet – mehr als hundert Kilometer von der sibirischen Eisenbahnlinie entfernt. Dort hat er die schwierigen neunziger Jahre miterlebt: «Von heute auf morgen stellten die Behörden den Regionalflugverkehr ein. Private Autos gab es kaum, Busse fuhr unregelmäßig. Bei uns im Dorf lebten die Menschen vom Ackerbau und der Waldwirtschaft. Auf den Feldern der insolventen Kolchose sprossen junge Birken. Die wenigen noch bestellten Äcker pachteten zugereiste Chinesen. Da lief nicht alles koscher ab.»

Über ein halbes Jahrhundert lang hatte es faktisch keine Chinesen in der Sowjetunion mehr gegeben. Während des Bürgerkriegs hatten noch Hunderttausende in den Städten Sibiriens und des Fernen Ostens gelebt. Doch mit zunehmender staatlicher Kontrolle

über alle Bereiche des Wirtschaftslebens, mit der Deportation während der Jahre des Großen Terrors war ihre Zahl im gesamten Unionsgebiet zu Beginn des Zweiten Weltkriegs auf wenige Hundert gesunken. «Meine Großmutter erzählte mir noch von chinesischen Obstverkäufern, die in ihrer Kindheit durch die Dörfer zogen. Nach dem Zerfall der Sowjetunion waren wir froh, wenn es im Dorfladen Brot oder Haferflocken gab.» Nach dem Abitur 2001 zog Ilja zum Studium nach Irkutsk. Von den fünfundzwanzig Absolventen seines Jahrgangs seien nur fünf im Dorf geblieben. Wer harre schon in einem Ort ohne Poliklinik, ohne Polizei, ohne Schule aus?

Für Ilja ist der AkwaSib-Skandal nicht mehr als eine lehrreiche Fußnote der sibirischen Gegenwart zwischen Russland und China. Ein ideales Beispiel, wie im heutigen Russland Auslandsinvestitionen funktionieren – oder eben nicht: «Die Angst vor China, sie ist historisch tief verwurzelt», fährt Ilja fort und starrt zum Fenster, in dem nun die Nacht steht. «Unternehmer und Politiker schüren sie, wenn chinesische Investitionen dem eigenen Business schaden. Am Baikalsee sehen wir das – neben der Wasserabfüllanlage – vor allem am Beispiel des Tourismus.»

Der Konflikt hat eine wirtschaftliche, politische und ökologische Komponente, meint Ilja: Ökonomisch betrachtet ist der chinesische Investor Deripaska und anderen zu gut situierten Russen ein Dorn im Auge. Politisch ist es ein Kampf zwischen Stadt- und Provinzverwaltung, zwischen der Kreml-Partei Einiges Russland und den Kommunisten, die den Gouverneur stellen. Beide Lager überbieten sich derzeit in anti-chinesischer Rhetorik – mit Blick auf die Gouverneurswahlen. Davon lesen und hören die Menschen in der Region wenig. Im medialen Zentrum steht die Umwelt, sagt Ilja, die Gefahr für Flora und Fauna. So ist Russlands Hinwendung nach Osten für ihn nichts als bloße Rhetorik. Chinesische Investitionen seien nur dann interessant, wenn der Rubel in die Kassen russischer Unternehmer rollt.

Ich fahre weiter. Nur fünfzig Kilometer östlich von Kultuk steht

eine gigantische Industriearuine. Die hohen rot-weiß getünchten Schlote am Seeufer erinnern bis heute an die wahren ökologischen Verbrechen am weltweit größten Süßwasserspeicher. Es ist erst ein paar Sommer her, dass selbst den Zugreisenden die vergiftete Luft der Zellulosefabrik in der Nase biss. In den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erbaut, in einer Zeit, als noch der Plan die Wirtschaft diktierte, produzierte das Werk pro Jahr bis zu einhunderttausend Tonnen gebleichten Zellstoff und spuckte Hunderttausende Kubikmeter giftige Abwässer in den See. Mutige Anhänger einer zaghaften nicht-staatlichen Umweltbewegung protestierten schon zu Sowjetzeiten gegen den Giftcocktail aus Dioxinen, Phenolen und organischen Chlorverbindungen – ein landesweites Novum!

An ihrer Spitze stand Walentin Rasputin. Als Vertreter der sogenannten Dorfliteratur gelangte der 2015 verstorbene Schriftsteller mit seinem Roman *Abschied von Matjora* zu Weltruhm. Darin schildert er das Versinken seines Heimatdorfes in den Fluten des Irkutsker Stausees. Seit den siebziger Jahren engagierte Rasputin sich politisch für die Rettung des Baikalsees. Doch erst 2013, als die UNESCO drohte, dem See das Weltnaturerbe-Siegel abzuerkennen, erkalteten die Schornsteine. Inzwischen verrottet die Fabrikruine. Und die Monostadt Baikalsk, die um das Werk gewachsen war, steht vor dem Nichts. Beinahe scheint es so, als sei die Furcht vor dem vermeintlich nicht zu stillenden Durst der Chinesen größer als die vor einem auf ewig vergifteten Brunnen.

6. Ein Kosakendorf in China

Heishantou – Enhe

Wütend spuckt der Fahrer aus dem Fenster und schmeißt seine Kippe gleich hinterher. Eine Brücke hinter Labudalin sei unpassierbar, flucht er, wissend, dass er bei dem Umweg, den er jetzt nehmen muss, vor Sonnenuntergang keinen Feierabend hat. Ein Jahrhunderthochwasser hat alle Eisenbahnanschlüsse und viele Straßenverbindungen in den Norden der Mandschurei gekappt. Nicht einmal die Busse verkehren mehr nach Fahrplan. Überhaupt wollte ich eigentlich mit dem Zug Chinas wilden Norden erkunden. Seit 1972 ist das möglich. So lange schon hat Mohe einen Bahnanschluss. Stattdessen beginnt die Reise in Chinas nördlichste Stadt an dem staubigen Fernbusbahnhof von Hailar. Die Tage sind inzwischen länger geworden. Selbst am Morgen schon bollert heiß, endlos und lastend der Hochsommer.

Mit ein paar tausendjährigen Eiern, zwei Äpfeln und einer Süßkartoffel breite ich mich auf der Rückbank des Busses aus. Die Kassiererin im Busbahnhof hatte mir noch hinterhergerufen, doch etwas mehr Proviant einzupacken. Jetzt geht mein Blick auf die vierspurige Autobahn, die wir nach Westen in Richtung russische Grenze entlangfahren. Nach zwei Stunden Fahrt, kurz vor der Grenzstadt Manzhouli, schert der Bus nach Norden aus. Die schmale Straße führt parallel zur Staatsgrenze, parallel zum Oberlauf des Argun. Der Fluss, der hier seit Jahrhunderten die beiden Länder trennt und gleichzeitig verbindet, schlängelt sich durch ein weites Tal. Mäandernd, oft das Dreifache der linearen Verbindung zurücklegend,

fließt der Strom dann langsam gen Nordosten bis zur Mündung in den Amur, am einen Ufer das russische Transbaikalien, am anderen das chinesische Barga. Seitdem Kosaken Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis in die Gebiete jenseits des Baikalsees vordrangen, reiben sich hier die russischen und chinesischen Reiche aneinander.

Bis ins neunzehnte Jahrhundert zeigte der Mandschu-Kaiserhof wenig Interesse an einer aktiven Kolonisierung dieser fernen, von nomadischen Völkern durchwanderten Reichsperipherie – sieht man von der Garnisonsstadt Hailar ab. Die vom Kaiserhof eingesetzten mongolischen Beamten pflegten einvernehmliche Beziehungen zu den Atamanen der Kosakensiedlungen am russischen Ufer des Argun. Dort waren Ortschaften ebenfalls selten, wenngleich häufiger als auf der chinesischen Seite anzutreffen.

«Da drüben, ein russisches Dorf», stupst mich eine Mitreisende wissend an und knackt einen Sonnenblumenkern zwischen ihren Schneidezähnen. Nur schemenhaft erkenne ich die russischen Siedlungen, die sich ans gegenüberliegende Ufer schmiegen, aus dem Busfenster: Abagajtuj, Kajlastuj, Staro Zuruchajtuj. Sie kritzelt ein paar Namen auf meine Karte, die alles andere als russisch klingen. «Schau, ihre Häuser haben keine himmelblauen Metaldächer wie bei uns. Dort ist alles grau.»

Das Kosakendorf Abagajtuj etwa, bald nach der Demarkierung an jener Stelle gegründet, an welcher der Argun zur Staatsgrenze wird, zählte 1895 immerhin siebenhundertvierzehn Seelen. Rasch nahm die Bevölkerung zu, und sie war extrem jung – die Hälfte unter sechzehn Jahre alt. Dies erklärt sich aus der allmählichen Transformation solcher Kosakenweiler: Die militärische Bedeutung der Wehrbauern nahm ab, und den Menschen blieb mehr Zeit für Fischfang, Jagd, vor allem aber für die Zucht von Pferden, Rindern, Ziegen, Schafen und Kamelen auf dem grünen Steppenteppich. Heute indes ist Abagajtuj so menschenarm geworden, dass vor ein paar Jahren selbst die Dorfschule schließen musste.

Bis Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts lebten in Abagajtuj und den anderen russischen Dörfern am Argun die Kosaken in ihrer

althergebrachten Welt. Im Sommer stellten sie ihr Vieh auf die saten Weiden der Argun-Inseln. Sie entdeckten, dass im Gegensatz zu den kargen Böden in der Heimat die Erde der weiten Täler des Gan, Derbul und Chaul jenseits der Staatsgrenze schwer und fruchtbar war. Zudem boten die Laub- und Nadelwälder auf dem chinesischen Territorium an den Ausläufern des Großen Xingan-Gebirges exzellente Bedingungen für die Holzwirtschaft und die Jagd von Wildschweinen, Damwild, Bären, Zobeln und Füchsen. So zimmereten die Kosaken am chinesischen Ufer Scheunen und Unterstände für die Heuernte im Sommer und Herbst sowie für die Jagd im Winter. Diese ersten bäuerlichen Grenzgänger trieben oft nur einen Tagesritt von ihren Heimatdörfern entfernt Landwirtschaft. Und allmählich wuchsen aus verstreuten Gehöften kleine Siedlungen heran.

Manchmal sind Flüsse für Staaten Zankäpfel, gerade dann, wenn sich ihr Lauf ändert. Immer wieder haben Hochwasser den Strom des Argun umgelenkt. Hauptarme verkamen zu Nebenarmen, Nebenarme zu Altarmen. Und Flussinseln – beim Blick aus dem Busfenster am Oberlauf ähneln viele von ihnen eher Sandbänken, die bei Hochwasser versinken – lügen mal auf der einen, mal auf der anderen Seite der Grenze hervor. So stritten Beamte von Zar und Kaiser bald erbittert um deren genauen Verlauf. Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts verschleppten russische Wehrbauern chinesische Topographen, chinesische Grenzbeamte wiederum stahlen Kosakenpferde, die in ihren Augen illegal auf den Flussinseln weideten.

Nur Wochen vor dem Untergang des chinesischen Kaiserreichs, im Dezember 1911, einigten sich beide Staaten auf einen exakten Grenzverlauf am Argun. Weit mehr als die Hälfte der insgesamt zweihundertachtzig Argun-Inseln fielen an das Russische Reich. Die Prophezeiung des damaligen chinesischen Provinzgouverneurs Zhou Shumo, dass durch seine Unterschrift «die Territorialfrage ein für alle Mal gelöst» sein werde, sollte sich nicht erfüllen. Denn wie nicht nur die Plastikpanzer in Nuomenhan zeigen, sah das zwanzigste Jahrhundert eine Eskalation territorialer Streitigkeiten, die

mitunter weit tragischer endeten als mit dem Diebstahl eines Kosakenpferds. Immerhin hat sich in den Hauptstädten seit dem Ende der Sowjetunion ein neuer Pragmatismus durchgesetzt. Denn auch heute versinken manche Sandbänke, anderswo hingegen entstehen neue. So tauschen die russisch-chinesischen Grenzkommissionen auf einigen dieser versandeten Flussarme heute alle fünf Jahre die Hoheitszeichen aus. Anders als noch vor hundert Jahren scheinen inzwischen einträchtige bilaterale Beziehungen wichtiger als die Souveränität über ein paar unbedeutende Inseln.

Heute grasen keine Kamele oder Pferde mehr auf den Flussinseln. Das Grün links der Straße, Richtung russische Grenze, wird maschinell gestutzt. Ein Stacheldraht läuft parallel zum Asphalt, und alle zehn Kilometer steht ein chinesischer Grenzposten. Die kirchturmhohen Observationsstände tragen noch immer ihre historischen Namen: Sanka, Wuka, Qika und so weiter. Streng durchnummeriert, klingen sie nicht tungusisch, wie drüben am russischen Ufer, sondern chinesisch.

Anders als jenseits des Flusses blieb das chinesische Ufer lange fast unbesiedelt. Mongolen trieben ihre Herden von den Sommer- zu den Winterweideplätzen. Wilde Przewalski-Pferde scherten sich ohnehin nicht um Fragen territorialer Zugehörigkeit. Erst kurz vor dem Untergang des Kaiserreichs schickte Peking energische Grenzschützer. Mit den chinesischen Soldaten kamen junge Männer, die nach Gold suchten. Oder sie jagten Murmeltiere, deren Pelze russische Händler bis nach Paris exportierten. Dort, wo heute die Beobachtungstürme hoch über den Fluss hinausragen, standen einst kleine chinesische Wächterhäuschen. Die Grenzer boten nebenbei auch Lebensmittel und Hirscheschnaps feil. Die Kosaken waren treue Kunden, und der billige Hochprozentige berauschte ganze Dörfer – Männer und Frauen, selbst Kinder waren blau. Wen kümmerte das strikte Importverbot von Alkohol, das trotz des Freihandels anderer Waren in der Grenzzone galt, wenn die russischen Patrouillen selbst vom Fusel benebelt waren?

Wir fahren an ersten Getreidefeldern vorbei, sie kündigen von

fruchtbarem Boden. Dann Heishantou, das erste Dorf auf chinesischer Uferseite, drei Autostunden hinter Hailar. Pause. Ich ignoriere die kalte Süßkartoffel in meinem Proviant und kehre im «Landsmann» ein – so heißt das einzige Restaurant am Ort. Der Wirt stellt mir, ohne dass ich irgendetwas bestellt hätte, ravioliähnliche Maultaschen mit Spinat und Ei auf den Tisch, dazu eine Schale gestampften Knoblauch – das sei doch besser als immer nur Graubrot und Kartoffeln. Erst vor zwei Wochen hat Herr Zhang das kleine Lokal mit einheimischer Küche aufgemacht, erzählt er stolz. Adrett schaut er aus, sein Hemd fällt so ordentlich gebügelt, als sei heute der erste Geschäftstag. An der Eingangstür prangt in roten Schriftzeichen «Neueröffnung». Die Wimpel über dem Eingang leuchten noch in frischen Farben, die sonst oft fettigen Vorhänge zu den Séparées im Restaurant strahlen persilweiß. Selbst ein Weihnachtsposter klebt schon an der Wand. Herr Zhang will alles richtig machen.

Lange Zeit war Heishantou von der Außenwelt abgeschnitten. Der letzte Vorposten an der Grenze zur Sowjetunion. Längst herrscht wieder Tauwetter zwischen beiden Staaten. In Kleinbussen und Jeeps rumpeln Russen aus der Grenzprovinz Transbaikalien auf Einkaufstour durch das Dorf. Sie sind auf ihrem Weg nach Hailar, von wo ich heute Morgen aufgebrochen bin.

Wer denn seine Gäste seien, frage ich den Wirt und blicke über die leeren Tische im Lokal. «Wir leben von der Dorfkundschaft. Doch ab und zu kehren ein paar Russen ein.» Trotz seiner zeisigrün funkelnden Augen sieht er sich als waschechter Chinese. Dongping, sein Vorname, bedeutet etwa «östlicher Friede». Die Gesichtszüge, sein Auftreten, alles wirkt chinesisch. «Gabeln habe ich für die Russen noch nicht gekauft», lacht Herr Zhang, «aber du brauchst ja keine.» Auf internationale Kundschaft möchte er trotzdem nicht verzichten: «Das Restaurant «Landsmann» heißt Sie herzlich willkommen», steht auf dem Eingangsschild neben Chinesisch und Mongolisch auch in Russisch geschrieben. Ich nehme meine Sachen an mich, zahle und wünsche Herrn Zhang viele russische Kunden. Dann mache ich einen Verdauungsspaziergang zur Grenze.

Mit nacktem Oberkörper hält der Krämer vor seinem Laden Mittagsschlaf. Ein Traktor, auf dem drei Leute sitzen, tuckert langsam über die Hauptstraße, auf der sich in Gegenrichtung zwei Staubhosen hinaufkräuseln. Ein Stück die Dorfstraße entlang wirbt ein kleines Hotel mit einem russischen Varieté-Programm um Kundschaft. «Sie müssen China nicht verlassen, um russische Tänze zu sehen», verspricht das Plakat zweideutig. Neben den Schriftzeichen ist auf dem Aushang ein Foto abgedruckt, das wenig Rock und umso mehr nackte russische Damenschenkel zeigt. Anders als in Manzhouli, Heihe und Suifenhe, den drei großen chinesischen Städten an der Grenze zu Russland, trägt das Geschäft mit russischen Tagespendlern und wohlhabenden Chinesen aus dem Landesinneren hier erst zarte Knospen.

Außerhalb des Dorfes überspannt die «Freundschaftsbrücke» den Grenzfluss Argun. Nur Anwohner der beiden Grenzprovinzen und mit russischem Schotter beladene Trucks dürfen den schmalen hölzernen Übergang passieren. Hoch überragt ein mit Stahlseilen gesicherter chinesischer Wachturm den Fluss. In seinem Schatten stehen ein paar Kasernen.

Wer nicht von hier ist und einen Blick aufs Flussufer erhaschen möchte, muss zahlen. Am Checkpoint verlangen Soldaten der Volksbefreiungsarmee zwanzig Yuan, rund zwei Euro fünfzig, Eintritt. Noch einmal fünfzig Yuan kostet die kurze Tour mit einem kleinen Boot – insgesamt rund neun Euro. Das neue Ausflugsschiffchen navigiert nicht weiter als bis zur Flussmitte, genau bis zur Staatsgrenze. Die Bootsfahrt kaschiert nur oberflächlich das strenge Kontrollregime, das hier am chinesischen Ufer gilt. Warnschilder weisen auf das Angel- und Badeverbot hin. Selbst lautes Rufen und Handzeichen Richtung Russland sind strengstens untersagt. Nur ein paar Gänse trauen sich unter dem parallel zum Ufer gezogenen Stacheldrahtzaun hindurch.

Drüben, auf der anderen Uferseite, schlummert das Kosakendorf Staro Zuruchajtuj. Blech und Wellasbest bedecken die geduckten Wohnhäuser und Stallungen der Kolchose. Nur der olivgrüne

Wachturm ist genauso hoch wie sein chinesisches Gegenüber. Anders als in Heishantou käme kein russischer Tourist auf die Idee, sich in dieses von Gott, Zar und Präsident vergessene Dorf zu verirren. Was gäbe es auch schon zu sehen? Selbst für Abenteurer wäre die Reise schwierig, denn Staro Zuruchajtuj bleibt festgesetzt in einer der vielen Grenzzonen Russlands – abgeschottet von innen wie von außen. Anders als am chinesischen Ufer führt keine Straße am Fluss entlang nach Kajlastuj, Abagajtuj und zu all den anderen kollektivierten Kosakenposten. Dorthin gelangt man nur über einen per Schlagbaum gesicherten Weg aus dem Landesinneren, jenseits der Zone. Auf der flachen Uferböschung parkt ein blau-weißes Luftkissenboot des russischen Grenzschutzes, davor liegt eine rostige Klappschute mit Schlagseite im Altwasser. Im Uferschlick um das Gerippe herum haben Fischer Reusen gesetzt. Immerhin: Angeln ist den eingekerkerten Russen erlaubt. Etwas stromabwärts steht knöcheltief eine Herde von vielleicht fünfzig Kühen im Flusswasser und säuft.

Nach dem Spaziergang zur Grenze ist auch die letzte Maultasche verdaut. Mein Bus ist längst über alle Berge. Herr Zhang, der chinesische Wirt mit den grünen Augen, hat mir eine Mitfahrgelegenheit vermittelt. Mit einem Traktor schaukeln wir von Heishantou weiter gen Norden. Immer wieder dreht sich der Fahrer um, seine kupferblauen Augen funkeln mich an. Wang oder Wanja, so viel verstehe ich, heißt er. Ich beschließe, ihn Wanja zu nennen. Das passt besser zu seiner Augenfarbe. Wanja klopft mir auf die Schulter und brüllt etwas auf Chinesisch. Er schüttelt den Kopf und reicht mir seinen Tabakbeutel. Selbstgedrehtes Kraut zwischen den Lippen, die Maschine dröhnt. Wir schweigen. Eine halbe Stunde und sieben Kilometer später springe ich an einer Kreuzung vom tuckernden Bock ab und notiere: «Wanja: stummer Chinese mit blauen Augen, vermutlich emigrierter Kosake dritter Generation.»

Eine neue Chaussee zerschneidet den niedrigen Birkenwald. Am Straßenrand parkt ein Großstadtjeep mit Pekingener Kennzeichen. Touristen machen Selfies. Einer kratzt die weiße Baumrinde an, fin-

det sie wohl exotisch. Die Nachmittagssonne treibt Schweiß auf meine Stirn. Wenn es so weitergeht, gibt es schon die ersten Eisschollen, falls ich den Amur jemals erreichen sollte. Doch schon ein paar erste reife Brombeeren später nimmt mich ein Brummifahrer mit. Mit Kies beladen geht es für ihn zu einer Baustelle weiter im Norden, wo die zwei Spuren Beton der Fernstraße noch eine schmale Sandpiste sind. So muss es gewesen sein, als nach dem Krieg das Interstate-Netz die bis dahin noch gar nicht so Vereinigten Staaten von Amerika verband, ein Land des Schneller – Höher – Weiter, denke ich beim Blick hinab aus der Fahrerkabine. Zwei Jahre noch, dann gehe die Straße bis Mohe, Chinas nördlichster Stadt, erklärt mir der Fahrer. Asphaltieren ginge schneller, doch der Beton vertrage den Frost und die hohen Temperaturschwankungen nun einmal besser. Gäbe es den harten Winter nicht, wäre die Straße im nächsten Sommer fertig. So überwintert der Fahrer in seiner Heimatprovinz Gansu, im Westen Chinas. Das gute Gehalt wird ihn auch im kommenden Sommer wieder in den Norden locken.

*

Die Sonne steht schon tief, als ich Enhe erreiche, ein Dorf im Gebiet der drei Flüsse, wie Russen und Chinesen die Region östlich des Argun um den Gan, Derbul und Chaul nennen. Knubbelige Hügel umgeben Enhe. Die Sprenkel aus Kiefern, Birken, Espen und Erlen der höheren Lagen gehen langsam in saftige Weidewiesen und kleinteilige Felder über, auf denen sich golden Roggen und Weizen wiegen. In der Ferne steht ein Schnitter und bindet Getreide in Garben. So von Weitem betrachtet mimt das russische Dorf in China die Eiche-rustikal-Kulisse eines deutschen Heimatfilms.

Eigentlich will ich erst Quartier beziehen. Doch oberhalb der Landstraße, zwischen all den Mohn- und Butterblumen, den Disteln und Kamillen, lugen die Kreuze eines Friedhofs aus der bienendurchsummten Sommerwiese hervor: «Marija Aleksandrawna Gantscharow. Gebaren am 23. August 1941», steht auf einem, in das morsche

Holz graviert. Dieses und die anderen Gräber voller Schreibfehler. Statt eines «o» ein «a». Gestarben ist die Gantscharaw am 8. September 2004. Gebaren, gestarben, *radilas'*, *kantschalas'*. Wer sind diese Gontscharows, die Rusakows, all jene Menschen, denen das kyrillische «o» abhanden gekommen scheint? Wer sind jene Russen, die so schreiben, wie sie sprechen, nämlich mit dem typischen Akanje in den unbetonten Silben mit «o»? Und die außerdem noch das «Hartheitszeichen» verwenden, das die Bolschewiki nach ihrer Machtergreifung aus dem kyrillischen Alphabet verbannten? Ein paar Gräber weiter neue Fragen: Chinesische Schriftzeichen umspielen auf den Kreuzen und Steinen das Kyrillische. Und dann die Fotos der Toten – wie Amulette hängen sie dort: Gehärtete, klare Blicke. Blonde, einfache Frauen, ihre Männer Chinesen. Es sind die Großeltern der chinesischen Wanjas, mit ihren manchmal blauen oder grünen Augen. «Anastasija Michajlowna Waljabina (Gebiet Tschita) 1900–1957 & Liu Zhang 1890–1943 (Provinz Hebei)», steht auf einem Kreuz geschrieben. Zwischen all den wetterschiefen Einfriedungen und Kunstblumenarrangements, in den Wogen der duftenden Sommerwiese die morsche Holzkapelle. Entkernt harrt sie hier oben aus, innen verkohlt. Doch das Messingdach des Zwiebelturms strahlt mit seinem orthodoxen Kreuz wie ein Rubin im Abendlicht.

Unten in Enhe, jenseits der Landstraße, will ich Station machen. Das gleiche Bild: Nicht nur der Friedhof, auch die durchfurchten Sandwege, in denen knietief das Wasser steht, erinnern hier in vielem an Abagajtuj, Kajlastuj und die anderen entseelten Gemeinden Transbaikaliens – jenseits des Argun. Braunscheckige grasen vor schrägen Zäunen, hinter denen sich alte Blockhäuser verstecken. Irgendwo steht das verrostete Skelett eines betagten Traktors mit Metallspeichenrädern. Karagany nannten die russischen Kosaken vom anderen Ufer einst dieses Dorf, als sie es vor einem Jahrhundert gründeten. Selbst die Höfe, Speicher, Wohnhäuser, die Fensterrahmen mit ihren reichen Schnitzereien ähneln denen auf Fotos alter Kosakensiedlungen am russischen Ufer des Argun.

Am Dorfeingang begegne ich zwei Männern. Noch von Hand

stapelt einer der beiden kegelförmig das Heu – gepresste Rundballen gibt es hier noch nicht. Neben ihm ein Motorradfahrer. Im Beiwagen stehen zwei Körbe voller Steinpilze. Ich grüße sie auf Chinesisch. «Kwartira?», fragt der eine, auf seine große Gabel gestützt, in akzentfreiem Russisch. Ob ich nach einer Unterkunft suche? «Bist du Iwan?», erwidere ich ebenfalls auf Russisch und merke erst dann, wie windschief diese Frage in seinen Ohren klingen muss. Ein Freund in Russland hatte mir empfohlen, beim alten Iwan abzusteigen. «Nein, der verrückte Iwan wohnt dahinten, im ersten Haus hinterm Fluss.»

Auf dem Weg zu Iwans Hof, in der blauen Stunde, komme ich an ein paar Anwesen, an Hühnern, Katzen und Hunden vorbei. Linker Hand stehen zwei verwaiste russische Bauernhäuser. Die Balken vom Wetter ergraut, durch die Dachschindeln schieben sich die Triebe junger Birken. An einer halb aufgestoßenen Eingangstür hängt kopfüber ein Glückszeichen. Es muss schon ein paar Jahre her sein, dass hier jemand das chinesische Neujahrsfest gefeiert hat, denn das rote Papier ist längst verblichen. Ich überquere den Gan, mehr Bach als Fluss. Unter der morschen Brücke schrubbt eine Frau Wäsche im sedimentgesegneten Wasser.

«Du bist der Deutsche, stimmt's?» In der Hofeinfahrt wartet ein Mann auf mich. «Ich bin Wladimir, Iwans Sohn», stellt er sich auf Russisch vor, «nenn mich Wolodja.» Sein Vater ruhe schon. Nur hinreichend Schlaf lasse Menschen gesund altern. Wolodja bittet mich auf die Veranda des weißverfugten Holzhauses. «Ich hab schon gehört, dass du kommst.» Gemeinsam mit seiner Frau betreibt Wolodja einen Homestay. Ferien auf dem Bauernhof. Eigentlich kostet die Nacht siebzig Yuan, inklusive selbstgebackenem Brot, euterwarmer Milch und eingemachter Heidelbeerkonfitüre zum Frühstück. Einen Besuch in der Sauna, beheizt mit Birkenholz und bei Kerzenschein, gibt es für dreißig Yuan obendrauf. Doch ich bin Gast des Hauses. Nein, von Freunden nehme man kein Geld.

Der Russische Bürgerkrieg und die Kollektivierung trieben Tau-

sende transbaikalische Bauern und Kosaken mit all ihrem Vieh im Sommer durch die knietiefen Furten, im Winter über den zugefrorenen Argun. Hier in Enhe, im ehemaligen Karagany, scheint es fast so, als hätten die Flüchtlinge das alte Russland ein paar Kilometer von hüben nach drüben verpflanzt und eingepökelt. Am Ufer des schmalen Gan stehen heute, wie vor hundert Jahren in Russland, aus Lärchenholz gebaute Blockhäuser. Ihre Fassaden nach Süden ausgerichtet, trotzten sie den vielen politischen Zäsuren des zwanzigsten Jahrhunderts: der chinesischen Revolution von 1911, der Oktoberrevolution 1917, dem sowjetisch-chinesischen Konflikt 1929, der japanischen Okkupation der Mandschurei 1931 und ihrer «Befreiung» durch die Rote Armee 1945, dem Großen Sprung 1958 und der Kulturrevolution ab 1966.

Auf den ersten Blick wirkt Enhe heute noch immer wie ein nach China verpflanztes bäuerliches Stück Sibirien anno 1917. Der sowjetische Geograph Wsewolod Anutschin, den es im Schlepptau der Roten Armee 1945 in diese abgewandte Welt verschlug, hat es in seinem Buch auf den Punkt gebracht: «Das Leben hier unterscheidet sich kaum von jenem in den entlegenen Dörfern Transbaikaliens zur Zeit des Russländischen Imperiums. Diese Region übt auf den Sowjetmenschen einen beinahe musealen Eindruck aus.» Knapp zwei Jahrzehnte nach der Kollektivierung der sowjetischen Landwirtschaft waren Fahrten in das Gebiet für Anutschin und andere Sowjetmenschen Reisen in eine längst untergegangene Zeit.

Noch bis vor einigen Jahren war Enhe ein gottverlassenes Dorf – einen Tagesritt von der Grenze zu Russland entfernt. Elektrifiziert ist es zwar schon seit 1965, doch erreichbar war die Gemeinde bis vor Kurzem nur über eine Schotterpiste. Als ich vor zehn Jahren zum ersten Mal durch die Gegend strich, kamen Touristen – wenn überhaupt – noch einzeln, per Anhalter, mit Rucksack. Ich musste mich durchfragen, wurde neugierig beäugt.

Ich frage Wolodja nach den vielen neuen Häusern im Dorf. «Die Regierung hat die ethnischen Minderheiten seit einigen Jahren für die Tourismusindustrie entdeckt», antwortet er und bestätigt damit

meinen Eindruck von der Begegnung mit der Wolle spinnenden Mongolin in der verlassenen Volkskommune nahe dem Kloster Ganjuur. Heute vergebe der Staat Kredite an die Dorfbewohner. Wolodja reicht mir ein Glas Kwas. Von der Veranda blicken wir auf die dreigeschossige, mit künstlichen Baumstämmen verkleidete Herberge «Natascha» neben seinem bescheidenen Quartier. «Mein Nachbar hat Beziehungen, ist in der Partei. Wir backen kleine Brötchen, wir sind keine Kulaken», lacht Wolodja in Anspielung auf die bäuerlichen Klassenfeinde der Sowjetzeit und zeigt dabei seine Zahnücke. In der Hoffnung auf zahlungskräftige Kundschaft hätten manche Einheimische ihre spartanischen Holzhütten mit Marmorfußböden und moderner Haushaltstechnik ausstatten lassen. Doch auch zaghafte Anzeichen eines Ökotourismus gibt es, erzählt er. Die Jugendherberge ist mit Komposttoiletten und Energiesparlampen ausgestattet.

Wie schon in Heishantou amüsieren sich die Touristen in Enhe bei russischen Tanz- und Musikaufführungen. Selbst *lieba*, wie Chinesen das russische Graubrot *chleb* nennen, können Besucher verkosten. An Wolodja, einem der frühesten Herbergsbetreiber, geht dieser Boom jedoch vorbei. «In den letzten Jahren hatten wir Glück, da kamen Reisegruppen. Nun brausen die Städter mit ihren großen schwarzen Autos vor. Je teurer der Wagen, desto härter feilschen sie um jeden Fen. Wie sollen wir bei zwei Monaten Saison über die Runden kommen?»

Im Schatten der neuen Pensionen mit ihren monströsen Saunahütten wirkt Wolodjas selbstgenügsame Herberge erdversunken. An den Umfriedungen der alten Kosakenhäuser ranken Bohnen, Mais und Sonnenblumen lugen hinter den Planken hervor. Doch das Idyll von Enhe ist längst kein Museumsdorf des vorrevolutionären Kosakentums mehr. Nachts beleuchten solarstrombetriebene Laternen die durch den Sommerregen kaum befahrbaren Wege. Zwei hohe Funkmasten von China Mobile überragen das Dorf. Und über der orthodoxen Kirche weht die Fahne der Volksrepublik, an ihrem Eingang prangt das Staatswappen.

Inzwischen hat es sich bis Peking und Hangzhou herumgesprochen, was für ein seltsames exotisches Volk im hohen chinesischen Norden wohnt. Immer mehr Touristen reisen dorthin, um zu reiten oder frisch gemolkene Kuhmilch zu verkosten. Vor allem aber, um die Menschen zu beäugen, die ein bisschen europäisch aussehen und dennoch perfektes Chinesisch sprechen. Gerade die sozialen Medien haben das Interesse junger Großstädter an den außergewöhnlichen Volksgenossen geweckt. So wie der Influencer Dong Desheng. Der Bauer aus einem Grenzdorf am Amur postet Livestreams auf der Videoplattform Kuaishou und erzählt dort Followern von seinem Alltag: vom eiskalten Winter in Chinas nördlichster Provinz Heilongjiang oder davon, wie ein paar Wiesel jedes Jahr aufs Neue seine Ernte kaputtmachen. Dong Desheng ist ein Chinese in vierter Generation, er spricht kein Wort Russisch. Millionen chinesischer Fans haben die Videos von «Onkel Petrow» schon geklickt und über diesen hellhäutig-blauäugigen Mann mit seinen buschigen braunen Haaren gestaunt, der in perfektem nordostchinesischen Dialekt, mit bodenständigem Humor und ungezügelm Optimismus über seine kleine Lebenswelt berichtet. So manche Zuschauer da draußen im Netz geraten darüber ins Grübeln, was es heißt, Chinese zu sein.

Iwan ist zu alt für einen eigenen Videokanal. Doch zumindest jeder russische Ethnologe, der etwas auf sich hält, hat von dem alten Mann schon einmal gehört, manche haben ihn schon besucht. Mit seinem Rauschbart und breiten Schnurrbart sieht er ein wenig aus wie Admiral Makarow, der Kriegsheld und Polarforscher. Die Ethnologen kennen Iwan als Iwan Wassiljewitsch. Dabei hieß sein Vater nicht Wassilij, sondern Qu Hongsheng. In China gibt es eigentlich keine Männer, die Wassilij heißen. Laut Iwans Personalausweis ist er Qu Tongmin. Und die Halbrussen, wie die Männer, die ich am Dorfrand traf, nennen ihn Iwan Sumaschedschy – Iwan der Verrückte. Sein Vater soll sehr aufbrausend gewesen sein, und das habe abgefärbt, tuscheln die Alten im Dorf.

Am nächsten Morgen weckt mich tatsächlich ein Hahn. Später

sitze ich in der Stube von Wolodjas beschaulichem Holzhäuschen und frühstücke. Auf der frisch gebügelten Tischdecke finde ich keinen Krümel Brot. Alles ist perfekt angerichtet, instagramtauglich. Doch mir bleibt nur mein Notizbuch. Durch die gehäkeltten, von Marienkäfern bevölkerten Gardinen fällt Sonnenlicht auf das Ocker der Holzdielen und die weiß gekalkten Wände. Am anderen Ende des Raumes steht der offene Steinofen, daneben die Wasserpumpe aus Metall. Auf einer Leine trocknen allerlei Kräuter. Kurz wähne ich mich wieder in einem Freilichtmuseum für das Kosakentum aus der Zeit vor 1917, wäre da nicht der elektrische Wasserfall an der Zimmerwand, dessen Geplätscher mich in die Gegenwart zurückholt.

Ich gehe hinaus in den Garten und höre Wanjas Vater, bevor ich ihn sehe. Iwan ruht auf einer Bank im Vorgarten zwischen Kohlköpfen und Radieschen. Barfuß sitzt er da, seine Filzlatschen hat er abgestreift. Irgendjemand aus Peking erkundigt sich bei dem alten Mann nach dem Neuesten. Die Stimme des Anrufers plärrt aus dem Lautsprecher des Telefons. Iwan spricht langsam, antwortet mal auf Chinesisch, mal auf Russisch. Lesen oder gar schreiben kann er keine der beiden Sprachen.

Sein Naturell, das merke ich rasch, hat Iwan nicht von seinem Vater. Leise und mit tiefer Stimme erzählt er mir seine Geschichte, die Geschichte eines einfachen Menschen im geopolitischen Wirbelstrom zwischen Russland, China und Japan. Wir trinken Wasser und essen Heidelbeeren. Iwan hat seinen Gehstock an die Bank gelehnt. Haarkranz und Rauschebart leuchten schneeweiß, das Gesicht ist von der Sonne gebräunt. Seine warmen Augen fixieren mich: «Komm näher», fordert er mich auf und hält einen blassgrünen Hörtrichter an sein linkes Ohr. «Wenn du Fragen hast, sprich Russisch oder Chinesisch. Aber brüll!»

Einmal, Mitte der neunziger Jahre, sei er in Peking gewesen, habe dort den einbalsamierten Mao und die Verbotene Stadt gesehen. Russland hingegen habe er seit seiner Kindheit nicht mehr betreten. Immer der Reihe nach, bitte ich Iwan. «Na gut. Als ich fünf war, flohen wir über den Argun. Die ganze Familie: mein Bruder, meine

drei Schwestern, Mutter und Vater, die Eltern meiner Mutter», sagt Iwan fast unhörbar. «Damals kamen viele Russen hierher. Wir ließen uns erst in Dragozenka nieder, das ist das größte Kosakendorf in der Region. Dreißig Werst südlich. Die Chinesen nennen es Sanhe. Heute wohnen dort Dunganen. Damals lebten kaum Chinesen hier, Moslems schon gar nicht. Mein Vater, ein Chinese, war eine Ausnahme. Und wir Kinder gingen noch als Russen durch. Das hat im Dorf niemanden geschert.»

Geopolitik interessiert Iwan nicht. Doch dass die bäuerliche russische Diaspora im Gebiet der drei Flüsse Chaul, Gan und Derbul in den beiden Zwischenkriegsdekaden auf mehr als elftausend Menschen anwuchs, dass vier von fünf Bewohnern des Dreiflüssegebiets russische Vorfahren haben, hat weltpolitische Gründe. In keinem Geschichtsbuch steht etwas über das Schicksal von Menschen wie Iwan geschrieben, ihre eigene Vergangenheit kennen sie aus den Erzählungen der Vorfahren, die nur noch eingerahmt als schwarz-weiße Schatten an den Wänden der Wohnstuben hängen. Diese Erinnerung beginnt mit der Jugend ihrer Väter und Mütter, irgendwann in den Wirren der russischen Revolution.

«War es Liebe auf den ersten Blick?», frage ich Iwan nach seinen Eltern. Er erzählt, dass sein Vater als junger Bursche nach Transbaikalien gekommen sei, da ein Leben im China südlich der Großen Mauer damals kaum Perspektiven bot: «Erst der Untergang des Kaiserreichs. Danach die ewigen Hungersnöte in seiner Heimatprovinz Shandong. Hier im Grenzland suchte er in den Flüssen nach Gold. Das fand er nicht, doch irgendwann traf er auf meine Mutter. Er versprach ihr ein Kleid, so schön, wie sie es in Russland nicht gesehen hat», erzählt Iwan. Sie habe es als einen frivolen Scherz abgetan. «Doch er ist nach Hailar geritten und hat ihr dort ein prächtiges Gewand gekauft.»

Die ersten Russen im Dreiflüßeland, die nach dem Ersten Weltkrieg kamen, waren keine Auswanderer im engeren Sinne. Es waren Kosaken, die seit Generationen auf der chinesischen Seite ihr Heu machten und nun im Winter nicht mehr in ihre russischen Heimat-

dörfer zurückkehrten. Der Bürgerkrieg wehte Flüchtlinge wie Treibsand aus den Weiten Sibiriens herüber. Viele lebten anfangs in Erdhütten. Die Hoffnung auf baldige Rückkehr in die Heimat starb erst nach ein paar Ernten. Doch es kam noch schlimmer. Während der Kollektivierung beschlagnahmten die Bolschewiki komplette Viehbestände, das weiß ich aus meinen Akten. Mitunter flohen ganze Dörfer. Viele büßten dabei ihre gesamten Herden ein. Iwan erinnert sich an solche Fälle in der eigenen Familie. Anders als Iwans Eltern floh etwa sein Onkel erst im Winter 1933 in einem Treck von insgesamt zwei Dutzend Familien mit Pferdeschlitzen über das Eis des Grenzflusses Argun. «Selbstverständlich sahen die Grenzschützer das. Sie schossen. Sie schossen in die Luft. Es waren Menschen wie du und ich. Doch noch am selben Tag holten Uniformierte die Alten ab, die zurückgeblieben waren, und verschickten sie ins Landesinnere», meint Iwan mit brüchiger Stimme.

Während der Kollektivierung, im Schatten des sowjetisch-chinesischen Grenzkriegs im Jahr 1929, verübte die Rote Armee auch Strafexpeditionen gegen die Kosaken in der chinesischen Dreiflüsse-region. Ob er sich daran entsinne, will ich von Iwan wissen. «Ja, grausam. Sie trieben selbst Frauen und Kinder in den Gan. Sie malträtierten all jene, die sich zurück ans Ufer wagten. Kleinkinder packten sie bei den Händen und Füßen und warfen sie zurück ins Wasser.» Die Welt habe kaum Notiz von der Tragödie im chinesisch-sowjetischen Grenzland genommen. Doch die Gräueltaten hätten die Exil-Kosaken für immer von ihrer Heimat entfremdet.

So mancher Russe hier bejubelte deshalb die Soldaten des Tenno als Befreier, nachdem Japan die Mandschurei ab September 1931 okkupierte. Auch Iwan? «Die Japaner bildeten mich zum Chauffeur aus. Damals lieferten sie uns die ersten Traktoren.» Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs lebten die Kosaken in einem Marionettenkaiserreich von Tokios Gnaden. «Noch in den achtziger Jahren haben wir mit den alten Landmaschinen die Felder bestellt. Einen Keilriemen kann ich noch heute mit geschlossenen Augen wechseln.» Beim Blick auf Iwans raue Hände nehme ich ihm das ab.

Die verklärten Jugendanekdoten, die Iwan mir erzählt, während er von den Blaubeeren nascht, lassen mich an einen japanischen Propagandafilm aus jener Zeit denken. Männer, Frauen und Kinder pausieren in der Mittagssonne auf dem Feld. Das scheinbar idyllische Landleben der Russen flimmert vor meinen Augen. Szenenwechsel: Vorne ein Pferd, dahinter zwei Ochs. Das Gespann zieht eine Erntemaschine, die ihre Messer über den Acker wirbelt. Szenenwechsel: Ein Gottesdienst, blonde Mädchen mit dicken Zöpfen. Szenenwechsel: Eine Reiterparade der Kosaken. Neben der Trikolore Russlands weht die Flagge Mandschukuos. Immer schnellere Szenenwechsel aus einer Festtagsszene – Tanzpaare, Zuschauer, Akkordeon, Tanzpaare, Zuschauer, Akkordeon. Sie sind, wie Iwans Rückschau, ein schwarz-weiß verzerrter Ausschnitt eines keineswegs bunten Lebens.

So wie der Propagandafilm nur als Fragment erhalten geblieben ist, bleiben auch Iwans Erinnerungen bruchstückhaft. Spätestens seit der blutigen Niederschlagung eines Kosakenaufstands Mitte der dreißiger Jahre muss es selbst dem letzten russischen Exilbauern gedämmert haben, dass die Japaner nicht als Erlöser gekommen waren. Was der Film ausblendet und was Iwan mir gleichfalls verschweigt, sind die hohen Sondersteuern auf Ernteerträge, die erzwungenen Metallspenden für die Rüstungsindustrie und die harte Wehrpflicht, denn die japanische Militärmission stellte alsbald Kosakenbataillone an der Grenze zur Sowjetunion auf.

Das Ende kam jäh: Im Schatten der Roten Armee, die im Spätsommer 1945 die Mandchurei in weniger als zwei Wochen überrollte, folgten die Schergen der politischen Polizei. Die Tschekisten deportierten Hunderte Männer in sowjetische Straflager. «Nur mein Mischblut hat mich vor der Verschleppung bewahrt», behauptet Iwan. Schon im Herbst 1949, nach einer außergewöhnlich reichen Ernte, der nächste Schicksalsschlag: «Die chinesischen Kommunisten verboten russische Namen, manche stahlen unser Vieh.» Iwan spricht leise, doch ich sehe, wie fest er sich an seinen Gehstock krallt. Dennoch sei das Leben bald in ruhigere Bahnen zurückgekehrt,

fährt er fort und streicht sich dabei leicht über seinen Schlafanzug, den er auch tagsüber trägt. «Es gab faktisch keine staatlichen Strukturen. Erst später ernannten sie einen Dorfältesten. Einen mit Parteibuch. Irgendwann hatten wir dann die Landkommune und die forstwirtschaftliche Genossenschaft.» All das habe sich Ende der fünfziger Jahre zugetragen, als Mao Zedong in einem wahnwitzigen Kraftakt die Bevölkerung mit brutalen Mitteln zu gewaltigen Arbeitsleistungen zwang und die Landwirtschaft vergesellschaften ließ. Der grotesk verfehlte Wirtschaftskurs – von der Parteipropaganda als «Großer Sprung» gefeiert – trieb Millionen hungernder Chinesen aus den Städten aufs Land, manche bis in die russischen Dörfer am Gan, Derbul und Chaul.

Ich schaue auf die leere Heidelbeerschale und schweige. Iwans Blick aus dem sonnengegerbten Gesicht schweift über den Gartenzaun irgendwohin nach Westen, Richtung Russland. Er greift nach seiner Krücke, will eigentlich schon aufstehen, stellt sie dann doch noch einmal ab. «Kulturrevolution», flüstert Iwan, wechselt ins Chinesische und nutzt statt der fünfsilbigen nur die zweisilbige Kurzform: *wenge*. Er wiederholt das Wort leise und macht zwischen beiden Silben eine Pause: *wen, ge*. In den späten sechziger Jahren seien blutjunge Mitglieder der Roten Garden aus den Städten in die russischen Kosakendörfer eingefallen und hätten ihn wie viele andere aus russisch-chinesischen Mischehen hervorgegangene Dorfbewohner der Spionage bezichtigt.

«Junge Leute waren das, Studenten und Schüler. Milchgesichter, die uns als Mitglieder oppositioneller Cliquen, Angehörige des sowjetischen Geheimdienstes oder – noch schlimmer – Gründerväter einer Mischblutrepublik beschimpften. Hier im Dorf haben sie uns verprügelt und an den Armen aufgehängt. Denen war egal, dass viele von uns bereits hier zur Welt gekommen waren. Wir hatten doch keinerlei Bezug zur Sowjetunion. Meinen Nachbarn haben die Bastarde gehenkt.» Selbst für jene, wie Iwan, die mit dem Leben davorkamen, waren es apokalyptische Zeiten: «Die ewigen Denunziationen säten Misstrauen im Dorf. Wer ist dein Freund? Wer ist dein Feind?»

Ob er damals an Flucht gedacht hat? Ja, viele hätten in die Sowjetunion ausreisen wollen, ein Land, das, obwohl nur wenige Kilometer entfernt, die Jüngeren noch nie betreten hatten. «Wir wollten genauso fort von hier. In den anderen Dörfern das Gleiche. Doch als die Regierung in Peking davon Wind bekam, war alle Hoffnung dahin.»

Iwan erzählt mir noch von einem Jugendfreund, den die sowjetischen Behörden samt Frau und acht Kindern ans andere Argun-Ufer repatriierten. «Er lebt bis heute in Abagajtuj. Er hat uns vor ein paar Jahren sogar mal besucht.» Vor meinen Augen steht wieder dieses alte Kosakendorf mit seinem tungusischen Namen und seinen sowjetisch-grauen Dächern, auf das mich die Frau im Bus aufmerksam gemacht hat.

Was Iwan fehlte, war ein schützender sowjetischer Pass. Ohne die richtigen Papiere und reines russisches Blut war er chancenlos. Doch egal, ob unter dem mandschurischen Marionettenkaiser Puyi oder dem Großen Steuermann Mao Zedong: Die Regime kamen und gingen. Iwan blieb und fuhr seinen Traktor.

«Glaubst du an Gott?», frage ich Iwan durch seinen Hörtrichter. Erst wiegt er seinen Kopf, dann schüttelt er ihn plötzlich energisch. «Das Korn wächst auf dem Feld, es fällt nicht vom Himmel», brummt er trocken. Doch in einer Ecke von Iwans Stube hängt eine Ikone. Und so manche Bräuche überdauerten die Wirren, selbst bei ihm. Einmal im Jahr, am Totengedenktage, den die orthodoxe Kirche neun Tage nach Ostern feiert, schüttet Iwan abends eine dünne Schicht Mehl in den Hausflur. Am nächsten Morgen sucht er nach Fußspuren – im Glauben, die verstorbenen Eltern wiederzusehen.

Auch die Dorfkirche von Enhe steht bis heute. Aus der Ferne sieht sie noch genauso aus wie in dem japanischen Propagandafilm. Doch während der Kulturrevolution verbrannten die Roten Garden erst die Ikonen und zerschlugen die Glocken. Danach richteten sie einen Klub darin ein. Heute hat im Gotteshaus neben dem Büro des Dorfvorstehers auch das Museum Platz. Es ist ein Potpourri aus

ausgestopften Rentieren, antikierten Landwirtschaftsgeräten und ein paar vergilbten Wandzeitungen, die an das russisch-chinesische Freundschaftsjahr 2008 erinnern.

Anfang der achtziger Jahre lebten gerade noch dreitausend Russen in China, die Mehrzahl in den Kosakendörfern um die drei Flüsse Gan, Derbul und Chaul. Grund für diesen dramatischen Schwund war nicht der Exodus von Exilkosaken in die Sowjetunion oder nach Übersee. Die Repatriierung von Iwans altem Schulfreund blieb die große Ausnahme. Aus Angst vor neuen Repressionen tarnen zahlreiche «Mischlinge» sich damals als Han-Chinesen. Heute ist die Zahl der russischen Minderheit in China auf über fünfzehntausend Menschen angeschwollen, über die Hälfte lebt in den Dörfern östlich des Argun. Denn inzwischen bietet die Zugehörigkeit zu einer der fünfundfünfzig anerkannten Minderheiten Chinas Vorteile wie laxere Geburtenkontrolle oder einen leichteren Zugang zu Hochschulbildung. Ob Menschen wie Iwan also zu den *eluozi*, wie das kleine Volk der Russen in China offiziell heißt, gehören wollten oder nicht, war auch immer Abwägung von Vor- und Nachteilen.

Chinesen in der Mandschurei sprechen gerade heraus, politisch korrekte Sprache ist vielen fremd. Sie nennen die Russen *laomaozi* – «alte Haarige». Trotz des rassistischen Untertons schwingt in diesem Begriff auch die Bewunderung für deren ungewöhnlich dichten Haarwuchs mit. Iwan ist ein *ermaozi* – ein «alter Haariger zweiter Generation», sein Sohn Wolodja ein *sanmaozi*. Der alte und gar nicht so verrückte Iwan und sein Sohn Wolodja sind als *ermaozi* und *sanmaozi* immer Russen geblieben, sie haben die Nationalität nie aus ihrem Personalausweis getilgt.

Wolodja stellt eine neue Schale mit Heidelbeeren auf den Tisch und gesellt sich zu uns. Stolz zeigt er mir seine Identitätskarte. Noch bis vor einigen Jahren hat er Heilkräuter und Gemüse in der Kollektive angebaut, für die sein Vater einst den Traktor fuhr.

«Warst du schon mal in Russland?», frage ich Wolodja. «1992 bin ich zum ersten Mal überhaupt nach drüben gereist, nach Tschita», erzählt er. «Damals gab es plötzlich wieder Kontakte nach

Russland. Aber keiner sprach mehr Russisch! Firmen heuerten selbst einen Analphabeten wie mich als Übersetzer an. Erst war ich ein Jahr lang in Tomsk bei den Holzhauern beschäftigt und danach noch eine Saison in den Wäldern Burjatiens.»

Ich frage Wolodja noch nach der Zukunft der Diaspora, jetzt, wo die Grenzen wieder offen sind und die russische Dorfgemeinschaft in China als exotisches Tourismusziel gilt. «Die Hälfte der Einwohner von Enhe sind inzwischen Han-Chinesen. Wir *sanmaozi* heiraten Chinesen. Und unsere Kinder kommen als Chinesen zur Welt. China ist ihre Heimat. Es sind die Touristen, die uns heute zu Russen machen.» Wolodja klingt resigniert. Anders als sein Vater ist sein Russisch eingerostet. Immer wieder, wenn ihm die russischen Vokabeln fehlen, senken sich die buschigen Brauen über seinen großen Augen und er wechselt ins Chinesische: «Wie viele Jahre schon versprechen sie uns Russischunterricht in der Dorfschule? Passiert ist bisher nichts. Stattdessen sollen wir für die Leute aus Peking und Schanghai Trachtentänze vorführen.»

Iwans Nachbar, der 1968 starb, weil er Russisch sprach, passt nicht in dieses Folklorebild. «Sowjetischer Spion» stand auf dem Schild um seinen Hals, als ihn die Roten Garden durch das Dorf trieben, bevor sie ihn henkten. Die Reisenden aus dem Süden wissen das nicht. Und die es wissen, interessiert es nicht. Sie buchen ein russisches Ferienidyll mit Sauna und Graubrot im Norden Chinas, Kulturrevolution exklusive. Das komplexe Erbe der bäuerlichen Russen in den lieblichen Flusstälern von Chaul, Gan und Derbul stört das Bild von einem China, in dem alle ethnischen Gruppen in perfekter Harmonie leben.

«Nach diesem Sommer mache ich die Pension endgültig dicht», sagt Wolodja noch. Sein eigener Sohn lebt inzwischen in Hailar. Viele Mädchen habe er dort, nur keine Frau. Ihm selbst wächst die Arbeit mit den Touristen über den Kopf. Überall in Enhe, dem alten Karagany, prangen Schilder an den Plankenwänden mit der Aufschrift «zu verkaufen», daneben steht meist eine Handynummer. Wolodja erzählt mir noch von einem Gerücht, das im Dorf seit eini-

ger Zeit die Runde macht. «Karagany soll umzäunt werden. Fremde zahlen dann Eintritt, vielleicht schon nächste Saison. Aber wir sind doch kein Zoo!» Es wäre nicht das erste Dorf, dem in China ein solches Schicksal wiederfährt.

«Fahr bloß nicht nach Shiwei», rät Wolodja mir zum Abschied. In meinem chinesischen Reiseführer ist ein Foto von einem Wasserturm abgedruckt, auf dessen Fassade ein russisch-chinesisches Brautpaar gemalt ist. Das Buch weist Shiwei als «Dorf der russischen Minderheit» aus. Es klingt wie eine Warnung.

7. Der Prostituiertenfriedhof am Amur

*Moerdaoga – Genhe – Mangui –
Mohe – Beijicun*

Keine Viertelstunde stehe ich am Ortsausgang von Enhe, und schon mache ich es mir im Fond eines VW Polo bequem. So gut das möglich ist, denn auf der Rückbank stapelt sich jede Menge Computertechnik. Ich nippe an einer eisgekühlten Cola, die mir Chun gereicht hat. Er und sein Beifahrer Wei sind schon über ein Jahr unterwegs. Tagein, tagaus dasselbe: Chun, kräftig und pausbackig, steuert, der blasse, dürre Wei sitzt neben ihm und kündigt Kurven und Kreuzungen an. Nein, die beiden nehmen an keiner Rallye teil. Sie lassen sich gerne überholen. Mit fünfzig Stundenkilometern schleichen sie geradezu über den glatten Asphalt. Letzte Nacht haben sie in Shiwei an der russischen Grenze verbracht, heute fahren sie auf der Landstraße gen Osten nach Moerdaoga.

Plötzlich geht Chun an einer Kreuzung in die Eisen, dreht den Wagen um die eigene Achse und tritt danach wieder aufs Gaspedal. «Nur so können wir die Kreuzungen korrekt fotografieren», erklärt Wei. Auf dem Dach ist eine Kameraanlage installiert. Mit fünf Linsen zeichnet sie ein 360-Grad-Panorama der Straßen des Großen Xingan-Gebirges auf. Tianxun heißt die Firma, für die Chun und Wei arbeiten: Ihr Online-Kartendienst Tencent Maps hat inzwischen das umfassendste Netz von Streetview-Aufnahmen in China aufgezeich-

net. Für Google Maps bleiben die Autobahnen, Landstraßen, Gasen und Plätze der Volksrepublik *terra incognita*.

Viel Zeit bleibt den beiden jungen Männern nicht für Chinas kalten Norden. Nur bei heiterem Himmel, maximal bei leichter Bewölkung noch, können sie die Landschaft fotografieren. Bei Dämmerung, Regen oder Schnee lassen sie ihren Polo stehen. Der Winter beginnt Anfang Oktober und dauert bis Ende April. Wenn die ersten Blätter fallen, ziehen sie sich in den Süden des Landes zurück. Oder in eine von Chinas Dutzenden Millionenstädten. «Ständig müssen die neu abgescannt werden, Straße für Straße, zu schnell ändert sich dort alles», sagt Wei und blickt durch den Rückspiegel zu mir.

Wir verlassen das Kosakenland um den Gan, Derbul und Chaul und tauchen in die dichten Wälder des Großen Xingan ein. Sanft geht es hinauf in dieses Mittelgebirge, das sich mehr als eintausend Kilometer von den Steppen der Inneren Mongolei Richtung Norden zu Chinas kältestem Punkt an der Grenze zu Russland erstreckt. «In den Großen Xingan kommen wir vielleicht in zwanzig Jahren wieder. Wald bleibt Wald», erklärt Chun mit einem Lachen. Weder Mobilfunkmasten noch Hochspannungsleitungen verstellen den Blick. Das, was links und rechts der Straße wächst, Birken, Lärchen, Kiefern, auch ein paar Ebereschen, haben viele Chinesen noch nie in ihrem Leben gesehen. Chun und Wei bringen die mandschurische Taiga ins Wohnzimmer – nur einen Klick entfernt.

Die beiden jungen Männer haben in Wuhan Luft- und Raumfahrttechnik studiert. Selbst ihre Kleidung ist identisch: blaue Jeans, schwarzes Firmenshirt. Chun, der ältere der beiden, hat eine fünfjährige Tochter, die er nur einmal im Jahr sieht. «Es ist wie mit dieser Landschaft hier. StreetView ersetzt genauso wenig wie WeChat die reale Welt. Am Computer riechst und hörst du den Wald nicht», meint Chun melancholisch. «So wenig wie ich meine Tochter in den Arm nehmen kann.» Sobald sie ihr Etappenziel Moerdaoga erreichen, senden sie die Daten zur Weiterverarbeitung nach Peking.

Ihr silbernes Streetview-Auto biegt ab. Die beiden kartieren noch eine Nebenstraße in diesem Landstrich, der keine Hauptstraßen kennt. Die letzten zwei Kilometer nach Moerdaoga laufe ich. Dann, irgendwo zwischen Wald und Stadt, bleibt, wie schon im russischen Enhe, plötzlich die Zeit stehen: leere Straßen, auf denen ein paar motorisierte Dreiräder knattern, keine Autos weit und breit. Häuser mit Kachelfassaden, fünf Etagen maximal. Willkommen im China der späten achtziger Jahre, denke ich. Vor dem Polizeipräsidium spielen alte Männer Mahjong. Kinder stürmen hinter mir her und zeigen mit dem Finger auf mich. Moerdaoga lebte einst von der Holzwirtschaft. Doch seit die Volksrepublik ihre wenigen verbliebenen Wälder schützt, kommt das Holz für die noch arbeitenden Sägewerke per Güterzug und Lastwagen aus Russland. Mickrige Löhne, selten mehr als anderthalbtausend Yuan, das sind rund zweihundert Euro, zahlen die Sägemühlen ihren Arbeitern. Wer kann, geht weg.

Der letzte Bus von Moerdaoga nach Genhe fuhr kurz vor zwölf. Ich habe Glück: Ein Taxifahrer nimmt mich mit – Leerfahrt, dreißig Yuan, ein türkisfarbener VW Santana. Wir stoppen am Checkpoint, der hier wie hinter jeder größeren Ortschaft steht. Mit Schranken und Wärterhäuschen schützt der Staat eines der wichtigsten Forstwirtschaftsgebiete des Landes vor illegaler Abholzung. Fahrer Ruibin grüßt den Wachmann mit einem «Na, schon Mittag gegessen?», dann tritt er aufs Gaspedal. Der Staat warnt per SMS: «Rauchen verboten.» Wieder Lärchen, Kiefern, Birken, Kiefern, Lärchen. Alle paar Kilometer am Straßenrand Parolen: «Lasst uns einen harmonischen Wald errichten», «Waldbrände verhindern ist gut für Staat und Volk».

Einhundert Kilometer später, kurz vor Genhe, taucht plötzlich eine weitläufige Holzhäusersiedlung in der Gebirgstaiga auf. Im Schatten der dreigeschossigen Blockhütten lungern ein paar Hunde. Ich will schon aussteigen, doch Ruibin winkt ab: «Nein, du fährst besser weiter, das ist nur so ein neugebautes Minderheitendorf. Seit einigen Jahren siedeln Dutzende Ewenken-Familien hier in Haolibao. Die hausten früher mit ihren Rentieren weiter im Norden, oben

in den Wäldern bei Mangui. Sie lebten von der Gerberei, ernährten sich von Jagd und Fischfang.» Ewenken sind bis heute über ein Gebiet verstreut, das größer ist als Westeuropa, es erstreckt sich von Russland bis nach China und in die Mongolei. Anders als in der Sowjetunion blieben die nomadischen Rentierzüchter in der Volksrepublik von der Kollektivierung weitgehend verschont. Selbst von der Kulturrevolution nahmen sie kaum Notiz. Bis in die tiefen Wälder des Großen Xingan verirrten sich die Roten Garden offenbar nicht. Als der Rest des Landes im Chaos versank, jagten die Ewenken einfach weiter und hüteten ihre Herden, schlachteten die Rentiere, häuteten sie und gerbten ihre Felle.

Heute arbeiten die Ewenken von Haolibao als Herbergseltern in einem Ethno-Freilichtzoo – ein Schicksal, das den Russen in Enhe noch bevorsteht. Manche betreiben etwas Landwirtschaft. Ihre Jagdwaffen mussten sie Mitte der neunziger Jahre im Zuge der Umsiedlung abgeben. Nur mit Sondergenehmigung händigt der Staat noch Gewehre für die Jagdsaison im Herbst aus. Mit der Konfiszierung der letzten Büchsen verloren die Menschen ihre Kultur und manche auch ihren Stolz.

Was er denn von der Umsiedlung halte, frage ich Ruibin. «Natürlich ist das hier besser als Arbeitslosigkeit und Alkoholismus. Die Ewenken saufen noch mehr als die Russen! Aber ihr Leben im Wald war doch eigentlich ganz okay», antwortet er. Die Balken der großen Häuser des *minority resort* sind dunkel gebeizt, ihre Dächer ausladend. Vor dem Areal parken Fahrzeuge mit auswärtigen Kennzeichen. «Viele Touristen fliegen sogar nach Genhe. Mit der Linienmaschine bis Hailar und von dort weiter mit einem kleinen Propellerflugzeug.» Ruibin deutet in den Himmel.

Genhe. Die Stadt macht einen aufgeräumten Eindruck. Auch hier ist der letzte Überlandbus längst abgefahren. Die Sonne wirft schon übermannslange Schatten. Vor dem Busbahnhof stauen sich die Taxen. Die Fahrer hoffen auf das Geschäft ihres Lebens. Mir fehlt die Muße für zähe Preisverhandlungen, und so wandere ich zum Stadtrand. Am Ortsschild eine alte Frau, die Pilze verkauft:

«Dich nimmt schon jemand mit», sagt sie und bietet mir einen Schemel an. Schon wieder der türkisfarbene Santana. «Mangui?», lacht Ruibin, «steig ein!» Zweihundert Kilometer in drei Stunden absolvieren wir auf einer Schotterpiste parallel zur Bahnstrecke Richtung Norden.

Der Abendhimmel senkt sich über die schier endlosen Wälder. Wir heizen durch Huzhong, Jinlin und andere Geisterdörfer und schrecken dabei nicht einmal Hühner auf. «Früher arbeiteten die Bewohner in der Holzwirtschaft. Doch der Staat hat die Dörfer hinter Genhe längst aufgegeben.» Ruibin klingt resigniert. Er selbst ist in Huzhong geboren. Doch seit fünf Jahren lebt er mit seiner Familie in Mangui, die Wohnung hat der Staat gestellt. Die wenigen Menschen, die in der Wildnis ausharrten, seien heute auf sich allein gestellt. «Nur ein paar Stunden Strom am Tag. Keine Schule, keine medizinische Versorgung», meint Ruibin. China kann auch schrumpfen. Dann, hinter Jinhe, nicht einmal mehr Geisterdörfer. Vierzig Kilometer lang kein Haus und kein Mobilfunk. Irgendwo auf halber Strecke scheuchen wir einen Luchs auf. Abends um zehn Uhr erreichen wir Mangui. Die Nacht in der Fernfahrer-Absteige ist schlaf- und uhrzeitlos: Neonlicht, Schimmel, Bettwanzen.

Am nächsten Morgen steht das Thermometer knapp über null. Auf dem Frühmarkt von Mangui bringe ich meinen Kreislauf mit einer Ölstange, zwei Tee-Eiern und einer Schale Sojamilch in Schwung. Per Bus geht es weiter Richtung Mohe. An der Provinzgrenze lasse ich den Großen Xingan, die mächtige Wasserscheide, südlich hinter mir: in Heilongjiang, Chinas nördlichster Provinz, plötzlich glatter Asphalt statt Schotterpiste.

Der nördliche Teil des chinesischen Amur-Beckens ist ein menschenarmer Landstrich. Weniger als zweihunderttausend Seelen leben auf einer Fläche größer als Baden-Württemberg. Mohe empfängt mich mit breiten Straßen, doch mit der Urbanität ist es nicht weit her. Die China-Straße teilt den Ort in eine Ost- und eine Westseite. Links und rechts Geschäftshäuser und Verwaltungsgebäude. Am Ende der Achse, durch ein neo-traditionelles chinesisches

Stadttor abgetrennt, eine große Kaserne der Volksbefreiungsarmee. Erker, Türme und Säulengänge der Fassaden deuten die geographische Nähe zu Russland an. Doch im Unterschied zu anderen Städten im Grenzgebiet sehe ich keine zweisprachigen Ladenschilder. Auch Russen fehlen im Stadtbild. Daran wird die kürzliche Erweiterung des Grenzübergangs von Luoguhe wenig ändern. Der kleine Checkpoint am Zusammenfluss von Schilka und Argun, die hier zum Amur verschmelzen, war bisher nur in den Wintermonaten geöffnet, um Holzimporte aus Russland abzuwickeln.

Wie schon in Moerdaoga und Genhe ist der Wald für die Bürger Mohe gleichermaßen Fluch und Segen: Im Mai 1987 überrollte ein verheerender Waldbrand die Stadt. Zweihundertelf Menschen starben. In einer Gedenkstätte an der Hauptstraße halten Fotos verkohlter Leichen und Modelle verbrannter Häuser die Katastrophe lebendig. Doch ein riesiges Propagandaplakat, hinter dem sich die Kreisverwaltung versteckt, verspricht eine lichte Zukunft: «Ressourcen verwalten, Reichtum für jedermann, gemeinsam erschaffen wir ein neues ökologisches Waldgebiet!» Die zinnoberroten Schriftzeichen prangen auf einer amateurhaften Photoshop-Collage: Ein See, darauf ein Ruderboot. Baumbeständenes Ufer. Darüber ein großes Passagierflugzeug. Bayerischer Himmel. Kaderphantasen.

Die Realität muss ohne Weichzeichner auskommen und beginnt im Slum zwei Blöcke westlich der China-Straße. Der 28. Bezirk ist eine Ansammlung niedriger Ziegelhäuser und Holzverschläge. Davor Gemüsegärten und viel Staub. Verstreut ein paar Garküchen, Autowerkstätten und als Karaoke-Bars und Fußmassagesalons getarnte Bordelle. Vor dem «Hauptstadtmädchen-Kabarett» hängt eine müde Frau Bettlaken auf die Wäscheleine. Irgendjemand pfeift mir hinterher.

*

Neuer Tag, gleiche Himmelsrichtung: Norden. Trampen in China, das habe ich inzwischen gelernt, ist nicht wie bei uns endloses War-

ten an vielbefahrenen Chausseen. Wieder einmal bremst nach wenigen Minuten ein Auto. Der Fahrer kurbelt die Scheibe runter und fragt: «Wohin des Wegs?» Diesmal ist es ein Streifenpolizist. «Nach Norden, ins arktische Dorf Beijicun», sage ich. Dienstbeflissen steigt der Beamte aus und winkt den ersten Wagen heran – einen tief-schwarzen BMW. «Ich fahre nach Kalifornien», lacht der Fahrer und entriegelt die Beifahrertür. Hu heißt er.

Auf nach Kalifornien! Ich denke an die Rohrleitung, die einer Aorta gleich Sibiriens schwarzes Blut in die Organe der chinesischen Volkswirtschaft pumpt. Bei ihrem Bau herrschte hier im Norden Chinas eine Goldgräberstimmung, wie sie Kalifornien ab Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wohl nicht mehr gesehen hat: Seit 2011 unterquert östlich von Mohe die «Ostsibirien-Pazifik»-Pipeline den Amur, gluckert russisches Öl von den Fördergebieten westlich des Baikalsees in den Tanks der Raffinerien der mandschurischen Ölstadt Daqing. Tafeln an der Straße feiern die neue chinesisch-russische Rohstoffkooperation. Eine weitere Pipeline wird derzeit durch die Taiga getrieben. Die «Kraft Sibiriens» soll bald schon Erdgas von den Förderfeldern Jakutiens nach China liefern. China hatte, nachdem der Rubel im Ukrainekrieg ins Bodenlose fiel, Russland eine dreißig Jahre lange Lieferung zu günstigen Konditionen abgerungen. Putin schwärmte beim ersten Spatenstich dennoch vom «größten Bauprojekt der Welt». Es ist nicht ohne Ironie, dass an ebendieser Stelle – diesem nördlichsten Zipfel der russisch-chinesischen Grenze – chinesische Truppen einst Kosaken vom Amur zurück nach Sibirien drängten.

Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Zar im fernen Moskau Expeditionsreisen von Nordsibirien an den Amur abgesegnet. Es war der Auftakt schwieriger bilateraler Beziehungen zwischen den beiden großen Landreichen in Nordostasien. Der Kosake und Entdecker Wasilij Pojarkow führte 1643 einen ersten Spähtrupp an, der Nebenflüsse des Amur erkundete und kartographierte. Der Kolonist Jerofej Chabarow, nach dem die heutige Amur-Metropole Chabarowsk benannt ist, leitete die folgenden

wichtigen Expeditionen und bestätigte die Hoffnungen auf fruchtbares Ackerland. Chabarow eroberte dabei 1651 die am Amur gelegene mandschurische Festung Yaksa. Umgewandelt in ein russisches Fort, trug der Ort fortan den Namen Albasin – ungefähr dort, wo heute russisches Öl unter dem Amur hindurch nach China strömt.

Der erste Versuch Russlands, am Amur Fuß zu fassen, war nur von kurzer Dauer. Denn als Chabarow Tribut von den indigenen Völkern einforderte, die bereits dem Kaiserhof in Peking gegenüber verpflichtet waren, erschienen die europäischen Barbaren China zunehmend als Gefahr. Russland bediente sich mit dem Eintreiben des «Jasak» einer alten mongolischen Praxis: alle Ländereien, die diese Naturalsteuer entrichteten, als untertan zu betrachten. Von allen Männern verlangten die Russen pro Sommer rund ein Dutzend Felle Tribut, dazu Fisch und natürlich Hopfen fürs Bier.

Schlimmer noch als stockende Tributzahlungen der nördlichen Grenzbarbaren schien dem Mandschu-Kaiserreich die Gefahr einer Allianz der Russen mit dem Mongolenstamm der Dschungaren. Der erste Vorstoß der kaiserlichen Truppen gegen die Russen in dem Amur-Fort Albasin endete 1653 mit einem Rückzug der chinesischen Soldaten. Doch hatten die Mandschu zu dieser Zeit selbst erst das alte Herrscherhaus der Ming aus Peking vertrieben und waren somit zur letzten Dynastie Chinas aufgestiegen. Als die neue Macht im Kernland südlich der Großen Mauer ihre Stellung stabilisiert hatte, begann die Errichtung von Garnisonen und Befestigungsanlagen am Amur. Die von Kaiser Kangxi befohlene Zerstörung der Festung Albasin in den 1680er-Jahren durch Qing-Truppen schlug die Russen nach Transbaikalien zurück und bereitete eine diplomatische Lösung des Territorial- und Tributkonflikts vor.

Für diese historischen Feinheiten interessiert sich Genosse Hu nicht, für das russische Öl schon. Wie ein Buddha thront er in seiner Limousine und philosophiert noch immer über Kalifornien. Adrett gekleidet, reicht seine Anzughose wie bei vielen chinesischen Kadern beinahe hinauf bis zu den Brustwarzen. «Gleich sind wir da», sagt Hu, als wir den 42. Kilometerstein passieren, und deutet nach links

in den Wald. Nichts in meinem Sichtfeld erinnert an Kalifornien. «Ach, das ist nur so ein Spitzname, aus jenen Tagen, als Glücksritter am Amur noch nach Gold schürften.» Ende des neunzehnten Jahrhunderts lockte das Goldfieber Männer in die Wälder nördlich von Mohe. Zwei Sommer lang existierte an der Grenze der beiden Imperien die «Republik» Scheltuga mit ihren vielleicht zehntausend Bewohnern aus aller Herren Ländern. Unter die Schürfer, Gauner, Zuhälter und Schnapshändler mischten sich neben Russen und Chinesen auch Franzosen, Juden, Ewenken und Amerikaner. Im Sommer 1885 kamen die kaiserlichen Truppen und legten Feuer. Die Herbergen, Tavernen, Casinos und Billardsalons mit klingenden Namen wie «China», «Neu-Russland», «Monte Carlo» oder «Kalifornien» brannten nieder. Kurz darauf gründeten Chinesen die Goldminen-Siedlung Mohe. Überdauert haben nur Legenden.

Hu parkt sein «edles Pferd», wie Autos der Bayerischen Motorenwerke in China klangvoll heißen, vor einem großen Metalltor. Beim Blick auf seine hochkarätige Armbanduhr ertappe ich mich bei der Frage, auf welcher Goldmine er wohl sitzen mag. Hu gibt an, er solle nur die Bauarbeiten einer Tempelanlage überwachen: «Guanyin Mountain & Golden Town»-Resort steht am Eingang geschrieben. Dahinter ein noch unverputzter Tempel, eine weiß leuchtende Buddha-Statue, Hotels. Bauherr ist ein Schanghaier Konsortium.

«Wenn du die Reste von Scheltuga sehen möchtest, lauf drei Li die Straße entlang und bieg rechts in den Sandweg ab», empfiehlt mir Hu. «Keine Sorge, du kannst die Dirnengräber nicht verfehlen. Es gibt nur eine Abzweigung.» Behäbig steigt er aus dem Wagen und zieht sich seine Hose noch höher über den Bauch. Dann öffnet er den Kofferraum und reicht mir zum Abschied eine kardinalrote Schachtel Chunghwa. Ehrfürchtig nehme ich die Packung entgegen und rieche daran. Chunghwa war Mao Zedongs bevorzugte Zigarettenmarke. Mit ihrem unverwechselbaren Pflaumenduft ist sie heute ein beliebtes Geschenk unter Mittelklassechinesen. «Aber nicht den Wald abfackeln!»

Eine halbe Stunde später, kilometertief im Wald, entdecke ich auf einer Lichtung vier Motorräder neben einer verwaisten Blockhütte. Auf einem bombastischen Steinrelief davor wölben sich üppige Körper europäischer Frauen, die ein Fluss in den Tod zu reißen scheint. Neben dem latent pornographischen Bildwerk führt ein schmaler Weg noch tiefer in die Kiefern hinein. Verwitterte Kreuze ragen aus dem Buschwerk halbsüßer Preiselbeeren hervor. «Hier liegen 22 russische Prostituierte begraben», steht auf einer Tafel. Auf einer anderen heißt es: «Mascha, Russin, 19 Jahre.» Der Rundweg windet sich knapp einen Kilometer lang zwischen den hageren Baumstämmen hindurch. Immer wieder Schilder: «Hier ruhen 39 japanische und koreanische Prostituierte.» Nirgendwo fällt die chinesische Obsession für ausländische Dirnen so ins Auge wie in den poetischen Zeilen auf einer Holztafel am Waldrand: «Sie stammten aus verschiedenen Ländern. Unter ihnen waren talentierte wie moralisch integre Frauen – trotz des Lebens inmitten der freudlosen Umgebung. Hier verloren die Schönheiten ihre Unschuld. Bis heute sind sie ausgestoßen. Ihr früheres Leben erscheint wie ein goldener Traum, ihre Seelen ruhen im Fluss der Goldschürfer. Verblieben sind einzig ihre Skelette hier inmitten der grünen Berge. Sie singen ein trauriges Lied.»

Eine letzte Stunde im Auto gen Norden. Chinas nördlichste Siedlung erreichen Besucher über eine vierspurige Autobahn, vorbei am 2008 eröffneten Flughafen. Sechzig Yuan kostet der Eintritt in die künstlich erschaffene Welt des vermeintlich arktischen Dorfs. Touristen kommen wegen des Amur und der Polarlichter hierher – dabei klammert sich Bejjicun wie Hamburg an den 53. Breitengrad. Doch selbst hier keine Urlauber. Auf dem Schwarzen Drachen, wie Chinesen den Fluss nennen, schaukelt ein halbes Dutzend Ausflugsboote verlassen am Pier, die schwimmenden Restaurants sind geschlossen. Ruhig wie ein Schlossteich steht das Wasser des Amur. Ein Obelisk – mit der Aufschrift «Chinas nördlichster Punkt» – und eine riesige Videowand überragen den Freiplatz vor der Uferpromenade. Die einzigen Menschen, denen ich begegne, tanzen in

einem Musikclip auf der Leinwand: «Ich habe den Norden gefunden ...». Eine Baritonstimme singt in Endlosschleife «... den Norden gefunden». Erhaben ist hier lediglich das russische Steilufer gegenüber: keine Wachtürme, keinerlei sonstige Spuren von Zivilisation. Russlands schroffe Mauer an der Grenze zu China ist ein menschenleeres Felsmassiv.

Abends um halb zehn erlischt der Videoschirm. Der Vollmond versilbert den Grenzfluss. Eine Handvoll Bauern versammelt sich nun auf dem Platz. Sie müssen von der Lehmhütten-Siedlung westlich des Touristendorfs herübergekommen sein. Dort treiben sie Ackerbau. Im fahlen Licht des Erdtrabanten verbrennen die Männer und Frauen nun Totengeld. Das ist ihre Opfergabe für die Seelen, die aus der Unterwelt auf die Erde kommen. Es ist Geisterfest, der 15. Juli im chinesischen Mondkalender. Auf dem Prostituiertenfriedhof zündet niemand Opfergeld an, denke ich, nicht nur der hohen Waldbrandgefahr wegen. Doch hier, am Amur, sehe ich die Seelen der Maschas, Marikos und Warwaras aufsteigen.

12. Im russischen Atlantis

Harbin

Noch etwas benommen von dem üppigen Abend im Haus von Bohans Eltern schaue ich erst aus dem Fenster, als der Zug schon auf der neuen Brücke über den Songhua eilt, eine gute Stunde nach der Abfahrt in Daqing. Am Südufer des Flusses stapeln sich die Wohntürme der Millionenstadt Harbin. Als Alexander Williamson vor einhundertfünfzig Jahren am Ufer des majestätischen Flusses stand, war die Kulisse noch eine ganz andere: Der protestantische Missionar aus Schottland sah lediglich Wälder und Sümpfe. Er logierte in einem Gasthaus namens «Fujiadian» – der Domäne der Familie Fu. Der Wirt berichtete dem Reisenden, dass tags zuvor ein junger Tiger vor der Herberge ein vor einen Karren gespanntes Maultier gerissen hatte. Menschen verirrt sich damals seltener hierher als sibirische Raubkatzen. Heute ist es umgekehrt. Die Tiger leben nur noch in einem Zuchtzentrum nördlich des Flusses. Besucher bezahlen dort feste Preise für Hühner, Enten, selbst ausgewachsene Rinder. Bei einer Safari durch das Gehege sehen sie dann, wie Mitarbeiter die Tiere den Großkatzen zum Fraß vorwerfen.

Harbin, die Hauptstadt der Provinz Heilongjiang, ist eine junge Stadt. Doppelt so alt wie Daqing und doch viel jünger als Qiqihar oder Hailar, die ja als Garnisonsstädte aus der Zeit der Mandschuhenherrschaft selbst keineswegs antike Siedlungen sind. Als zukünftigen Knotenpunkt und Verwaltungssitz der transmandschurischen Eisenbahn gründeten Russen 1898 Harbin dort, wo die Gleise heute den Songhua überqueren, einen, wenn nicht den Hauptzu-

fluss des Amur. Der Name Harbin (Haerbin) kommt aus dem Mandschurischen, einer heute ausgestorbenen Sprache, und bedeutet so viel wie «ein Ort zum Trocknen von Fischernetzen». Harbin war bald mehr als ein Fischerdorf mit Gasthof. Es wuchs um die Eisenbahnbrücke herum zur größten russischen Stadt außerhalb der Landesgrenzen. Mit über hunderttausend Einwohnern war Harbin am Vorabend des Ersten Weltkriegs auch größer als Blagoweschtschensk, Wladiwostok oder Chabarowsk. Gleichzeitig war die Kolonialsiedlung von Anbeginn eine russisch-chinesische Stadt. Nur vier von zehn Bewohnern hatten Pässe des Russischen Reichs. Die Chinesen lebten überwiegend in Fujiadian, dem rein chinesischen Satelliten von Harbin, der heute Daowai heißt, ungefähr dort, wo Williamson einst übernachtet hatte.

Jenseits der Brücke schlängelt der Zug sich durch Schluchten von Wohnhäusern, unterbrochen nur von Hochstraßen. Die Großstadt hinter dem Zugfenster hat kaum noch etwas mit dem russischen Außenposten von vor einem Jahrhundert gemein. Harbin zählt heute sechs Millionen Einwohner, zehn Millionen, wenn man den Speckgürtel mitrechnet – so viele Menschen wie London und viel mehr als ganz Russisch Fernost.

*

Gemeinsam mit Shuzhi begeben wir uns auf Spurensuche nach dem alten Harbin, das irgendwann zwischen den letzten wilden und den nun eingezähnten Tigern existierte. Alt ist sie geworden, die Zeitzeugin dieses versunkenen Harbin. Shuzhi hat es aufgegeben, ihr Haar pechschwarz zu färben. Wir suchen das russische Atlantis am Rande der Millionenstadt, an einem Autobahnkreuz, gut zehn Kilometer östlich des Zentrums. Hier auf dem Huangshan Friedhof stehen sie, unter Ulmen und zwischen Lebensbäumen, in Reih und Glied: die opulenten Grabmale der orthodoxen Russen, dazwischen Sprengel polnischer Katholiken und baltischer Protestanten. Etwas abseits, uniform, aber peinlich sauber gepflegt, der Kriegerfriedhof

der sowjetischen Märtyrer, die die Japaner 1945 aus Harbin vertrieben. Daneben ein Streifen schlichter Granitplatten für Chinesen. Schließlich der jüdische Teil des Friedhofs: Steine auf den Gräbern, doch die Toten ruhen nicht nach Westen, Richtung Jerusalem, sondern kreuz und quer.

«Eigentlich sollte es weitere Abschnitte geben: für Muslime, für Koreaner und, und, und», murmelt Shuzhi. Nein, Harbin sei keine rein russische, auch keine russisch-chinesische Stadt gewesen. «In unserem Haus lebten Polen aus Vilnius, Tataren von der Wolga, ein Japaner mit seiner russischen Frau, eine deutsche Familie im Erdgeschoss. Unser Haus, die ganze Stadt war das Babel Asiens.»

Harbin, das sehe ich beim Blick über die Gräber, war mehr als die Summe zweier untergegangener Imperien. Der Friedhof ist ein Kaleidoskop der Geschichte dieses in einem merkwürdigen Raum-Zeit-Beziehungsraster gefangenen Ortes. «Früher gab es zwei russische, einen jüdischen und einen internationalen Friedhof», erklärt Shuzhi geduldig und weist darauf hin, dass 1958 die Stadtverwaltung die alten Friedhöfe geschlossen hat. «Die Gräber verbannten sie hierher. Lange standen im Sommer hier noch die Zuckerrüben. Erst in den letzten Jahren sind die Felder der Schnellstraße gewichen.»

Ende der Fünfziger war Harbin längst eine chinesische Stadt. Totenruhe für Russen, Juden oder Polen im Zentrum galt nicht mehr als zeitgemäß. Von den einst dreitausend jüdischen Gräbern seien lediglich fünfhundert Grabsteine übrig, erzählt Shuzhi, dennoch sei Huangshan der größte jüdische Friedhof Ostasiens. Sie deutet auf das Grab von Joseph Olmert. Gestorben 1941 in Harbin. Sein Enkel Ehud war israelischer Ministerpräsident. «Selbst viele der umgebetteten Gebeine gingen verloren. Niemand kümmerte sich um die Gräber. Die Platten rissen im Frost des Winters und versanken im Frühjahrsschlamm. Im Sommer wurden die Gräber geschändet.»

Heute ist die Nekropole in Schuss wie ein amerikanischer Militärfriedhof: akkurat geschnittene Hecken, polierter Marmor, die Stiefmütterchen stets frisch gewässert. Ich denke zurück an meinen

Besuch in Enhe, an den wilden Friedhof oberhalb des chinesischen Kosakendorfs. Dort gab es keine Exhumierungen, das Gräberfeld war nicht herausgeputzt.

Harbin hat sich seiner Geschichte zugewandt und umorgt den Friedhof, findet Shuzhi, wenn auch aus politischen Motiven: «Sie erfanden eigens einen neuen Namen: Früher hieß der Friedhof *Kahler* Berg, heute heißt er *Kaiserberg*», erklärt sie und blickt schmunzelnd zu mir auf. Mit dem rechten Zeigefinger zeichnet sie zwei Schriftzeichen in die Fläche ihrer linken Hand: «Sie tauschten einfach das eine *huang*-Schriftzeichen gegen das andere *huang*-Schriftzeichen aus.»

Eine russisch-orthodoxe Kapelle, eine Synagoge und eine katholische Kapelle stehen seit Mitte der neunziger Jahre auf dem Gelände. Neuer ist der sowjetische Ehrenfriedhof am Süden: Erst 2007 verlegte die Gemeinde den Kriegerfriedhof vom Stadtzentrum hier an die sechsspurige Ausfallstraße, deren stetigen Lärm der Wind herüberträgt. Binnen zweier Wochen standen die modernen Grabmäler senkrecht wie Soldaten auf einem Kasernenhof. Tage später waren sie die Kulisse für ein politisches Theater: Die Außenminister Russlands und Chinas lobten die Freundschaft beider Länder über den Gebeinen der Gefallenen.

Shuzhi und ich blicken auf eines der jüngsten Gräber dieses Friedhofs: Efrosinja Andreewna Nikiforowa steht auf dem schlichten Stein, 1910–2006. Shuzhi bückt sich, zupft Löwenzahn und Gänsefuß. Efrosinja war ihre Kollegin in einer Krankenhausapotheke. Sie war auch ihre Nachbarin. «Als Efrosinja ging, starb das alte Harbin», sagt Shuzhi mit brüchiger Stimme.

Während ich in Harbin studierte, traf ich Efrosinja gelegentlich. Seither kenne ich auch Shuzhi. Ein letztes Mal besuchte ich Efrosinja in ihrer winzigen Wohnung im Februar 2005, anderthalb Jahre vor ihrem Tod. Jetzt, wo wir vor ihrem schlichten Grab innehalten, kommt es mir vor, als sei es gestern gewesen: Damals saß sie auf der Kante ihres Bettes, hatte eine raue Wolldecke über ihre Beine gezogen. Ihr Greisenkopf bewegte sich wie der einer Schildkröte, ihre

matten, wimpernlosen Augen waren zu einem schmalen Schlitz zusammengetrocknet. Der Blick ruhte auf einem Foto ihres Vaters, das gegenüber hoch oben an der fahlbraunen Wand hing. Minutenlang rührte sie sich nicht. Irgendwann begann das sterbende Mütterchen langsam zu reden. Es suchte nach jedem einzelnen Wort. Außer Shuzhi kam selten Besuch, die Deutschen, die Polen im Haus, sie waren lange ausgezogen. Efrosinjas Welt war auf die zwölf Quadratmeter ihres dunklen Quartiers zusammengeschrumpft.

Tante Frosja, wie sie die Russen in der Stadt nannten, ging als Letzte. Vater Grigorij, der russisch-orthodoxe Pfarrer, starb 2000, drei Jahre später folgte ihre Freundin Walentina. Als Efrosinja 1923 mit ihren Eltern nach Harbin kam, lebten hier rund vierhunderttausend Menschen, viele stammten aus dem untergegangenen Zarenreich. Aus der beschaulichen Kolonialstadt war – neben Berlin, Paris und Konstantinopel – ein Zentrum des russischen Exils, die größte ausländische Siedlung in China überhaupt geworden. Offiziere der Weißen Armeen, die Intelligenzija und Unternehmer waren im Bürgerkrieg vor den herannahenden Bolschewiki in die russische Exklave geflohen. Dieser Exodus schwemmte europäischen Bürgersinn und Weltgeist an das Ufer des Songhua. Adlige ohne Gutsbesitz, Generäle ohne Soldaten, Geschäftsleute ohne Kapital, Professoren ohne Studenten, Dirigenten ohne Orchester hingen hier noch einige Jahre ihrem imperialen Dasein nach. In ihrer Heimat war es längst ausgelöscht.

Wenn ich Efrosinja besuchte, spürte ich wenig von dieser Weltläufigkeit. Kaum Tageslicht drang in ihr winziges Zimmer, nicht einmal das Gold der kleinen Ikonostase in der Ecke funkelte. Den Ofen befeuerte sie mit Kohle. Doch im Winter, wenn in der Eisstadt, wie Chinesen Harbin nennen, das Thermometer für Wochen unter zwanzig Grad minus sinkt, blieb ihre Wohnung klamm. Das Plumpsklo stand auf dem Hof. Einmal am Tag kam Shuzhi und brachte den Nachttopf nach unten, Treppen konnte Efrosinja da schon nicht mehr steigen.

Über Tschita war Efrosinja mit ihren Eltern nach Harbin ge-

flohen. Ihr Vater war Eisenbahner, sie kam auf einer kleinen Station in Sibirien zur Welt. Geheiratet hat sie nie. «Sie sprach nur ein paar Brocken Chinesisch. Selbst die hatte sie zuletzt fast vergessen», entsinnt sich Shuzhi und streicht sich über ihren schlohweißen Bubi-kopf. Harbin, die Mandschurei und China blieben für Efrosinja auf Lebenszeit eine Heimat wider Willen. Sie war mit diesem Gefühl nicht allein: Die Mehrheit der Russen wusste wenig über die chinesische Geschichte und Kultur. Mischehen und Freundschaften waren selten. Die Emigranten, sie pflegten eine insulare, beinahe eremitische Lebensweise.

Seit 1936, nach Mädchengymnasium und Universität, arbeitete Efrosinja als Pharmazeutin in einer Apotheke, fast fünfzig Jahre lang. Sie blieb Bürgerin eines Staates, den es nicht mehr gab. Efrosinja floh nicht wie ihre Freunde über Schanghai nach Amerika, Israel oder Australien. Anfang der sechziger Jahre waren nur noch einige Hundert Russen in der Stadt verblieben. Das russische Harbin war nur noch ein leerer Kokon. Draußen, hinter den Eisblumen auf Efrosinjas Fensterscheiben, draußen begann eine andere Welt. Die Wohnung der alten Russin war nur einen Steinwurf vom noblen Boulevard der chinesischen Provinzhauptstadt entfernt.

Shuzhi wohnt noch immer in der Gasse, in der einst auch Efrosinja lebte. Dort halten die russischen Stadthäuser das untergegangene russische Harbin lebendig. Daoli heißt der Stadtteil, das bedeutet so viel wie «diesseits der Gleise». Vom Bahnhof bis zum Ufer des Songhua zieht sich der Bezirk, Russen nannten ihn deshalb Pristan – «Landungsbrücken». Seit jeher ist Daoli das Handelszentrum der Stadt. Tschurin, Kunst & Albers – alle wichtigen Waren- und Handelshäuser hatten hier ihre Adressen.

Herzstück ist bis heute die mit Kopfstein gepflasterte Zentralstraße, auf der ich nun entlanggehe. Russische Touristen nennen die Straße «Arbat». Alte Stadtpläne verzeichneten Harbins älteste Geschäftsstraße noch als «Chinesische Straße», dabei muten ihre Fassaden seltsamerweise eher wie eine europäische Architekturgalerie an.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass das alte Harbin sein heutiges europäisch-russisches Antlitz zu einer Zeit erhielt, als das Zarenreich, das es verkörperte, bereits aufgehört hatte zu existieren. Harbin war bald «russischer» als Russland selbst. Hier erlebten manche Baustile eine zweite Blüte, als sie in Europa längst aus der Mode gekommen waren: der vom Jugendstil beeinflusste Eklektizismus des Hotels «Modern», der Neobarock des akademischen Buchladens oder die Neorenaissance-Fassade des Damen- und Kinderbekleidungshauses. Mit ihrer üppigen Formensprache erinnern sie selbst in ihren grellen chinesischen Farben an Handelshäuser in Sankt Petersburg oder Riga. Sie sind imposanter, auch europäischer als alles, was mir bislang in Irkutsk oder Tschita begegnet ist. Von im europäischen Russland ausgebildeten Ingenieuren und Architekten geplant und entworfen, überstrahlten Harbins Bauten bald die Städte des russischen Fernen Ostens.

Xiao Hong, die große, viel zu jung verstorbene Schriftstellerin, währte sich in Moskau statt irgendwo in Asien, als sie Anfang der dreißiger Jahre über die Zentralstraße ging: «Musik der Clochards, Musik aus den japanischen Tanzlokalen, Musik aus den internationalen Restaurants ... Ausländer, Adlige, Landstreicher, alte Frauen, junge Damen – die Straße war voller Menschen. Manche drängten sich an den Schaufensterfronten und verdeckten sie fast ... Andere sangen die Lieder, die wir von den Grammophonplatten kannten ... Die Zahl der Chinesen, die sich diesen lockigen Menschen anschlossen, war äußerst gering – vielleicht einer von sieben oder einer von acht.»

Cafés und Reklametafeln lassen den Geist des kosmopolitischen Harbin wieder auferstehen – wäre da nicht die allgegenwärtige Panflötenmusik. So wie bei Xiao Hong flanieren heute die Menschen dichtgedrängt. Straßenhändler verkaufen kleine, am Holzspieß kandierte Äpfel. Diese nordöstliche Spezialität war schon unter russischen Emigrantenkindern sehr beliebt. Bis heute essen Harbinner Graubrot und russische Würste, knacken lieber Sonnenblumenkerne als Melonensamen.

Früher hieß es, dass die Pariser Mode binnen zweier Wochen nach Harbin fliege. Bei meinem Bummel über die Zentralstraße merke ich: Die Frauen stolzieren heute ebenso stilsicher daher. Chinesinnen aus dem Süden blicken nicht frei von Neid auf die Frauen aus Harbin. Sie sind großgewachsen und weißhäutig. Sie tragen alles, was gerade angesagt ist, vom kürzesten bis zum längsten Rock – egal, wie stolz der Preis ist. Harbins ältere Damen zwingen sich mit Vorliebe in den Qipao. Das seitlich geschlitzte Kleid mit Stehkragen aus Seide oder Kattun gehört geradezu zum eleganten Harbin.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de